

Auf dem Schwabenweg

Auf Ferienreisen in verschiedenen Ländern stiessen wir immer wieder auf den Jakobsweg. Weil mich die Wegweiser und Muschelwegmarken jeweils interessierten, schenkte mir mein Mann ein Buch zu den Jakobswegen in der Schweiz.

Bereits mitten im Lockdown reifte der Plan, mit meinem Senioren-GA zu einem Ausgangsort zu fahren, von dort eine Etappe zu wandern und wieder mit dem Zug heim zu kehren. Kein Problem dachte ich, die Züge waren fast leer, die Ansteckungsgefahr somit minim.

Doch Mitte April sah ich ein, dass die Lage einfach noch nicht sicher genug war. Auf der Wetterseite, die ich zwecks Planung konsultierte, stand gross:

SO SCHÜTZEN WIR UNS
STOP CORONA
AUCH BEI GUTEM WETTER
ZUHAUSE BLEIBEN.
JETZT ERST RECHT.

Die Homepage des Vereins Jakobsweg riet auch ab, gerade jetzt zu pilgern – der Weg laufe einem nicht davon.

Einen guten Monat später konnte ich mein Projekt endlich starten. Jetzt, Anfang September, bin ich bereits in 9 Etappen von Kreuzlingen bis Stans gewandert. Im Folgenden berichte ich über einige Erlebnisse auf den ersten 3 Etappen des Schwabenwegs (s. Kasten auf der nächsten Seite).

26. Mai: Kreuzlingen – Märstetten

Noch vor 6 Uhr morgens fahre ich in Lenzburg los, bin Viertel vor acht in Kreuzlingen. Der Schwabenweg führt zuerst durchs Siedlungsgebiet. Danach geht's bergauf durchs dunkle, bewaldete Saubachtal. Auf der Höhe, bei der Kapelle Bernrain, sehe ich den Bodensee im gleisenden Dunst.

Auf dem Schwabenweg

Schwerpunkt: Beziehungen pflegen in Zeiten von Corona

Gemütliches Beisammensein

Benno

Das Telefon

Portrait

Gedicht



Der **Schwabenweg** ist ein Teil des seit dem zwölften Jahrhundert begangenen Jakobswegs und verbindet die deutschsprachigen Länder mit der französischen Route. Vorwiegend Schwaben kamen auch schon im Mittelalter in Konstanz an, um von dort pilgernd den Weg nach Einsiedeln in der Schweiz zu begehen, woher der Name Schwabenweg rührt. Der Schwabenweg ist Teil der nationalen Wanderroute Nr. 4 *Via Jacobi* von SchweizMobil.



Im Naherholungsgebiet von Kreuzlingen verliere ich kurz den Weg, verpasse eine Abzweigung und muss mich mit meinen Apps wieder an die Via Jacobi herantasten.

Bei einem Weiher mit Froschkonzert raste ich kurz. Danach geht's über Felder, durch Wälder und ein kühles Bachtobel, an Weilern vorbei, ab und zu auf harter Asphaltstrasse. Ein Autofahrer, der mir entgegenfährt, hält an, fragt, ob ich nach Einsiedeln unterwegs sei. Ich sage ja, aber nicht mehr heute. Er lacht, sagt, das sei ein schöner Weg und er selber sei bis nach Santiago gewandert.

In Märstetten peile ich die Kirche an, auf deren Turm eine riesige Sonnenuhr ist. Drinnen haben sie alte Malereien frei gelegt.

Zum Glück hat ein Restaurant offen. Der Cappuccino, draussen, tut mir gut. Zuerst sind nur die Wirtin und die Serviererin am Nebentisch, später kommen weitere Gäste, die sich zu ihnen setzen. Die Serviererin bringt ihnen die Desinfektionsflasche. Danach fragt sie mich, ob ich auch die Hände desinfizieren wolle. Klar doch.

Der Weg zum Bahnhof zieht sich und ich erreiche ihn tout juste, als ein Zug nach Weinfelden einfährt.



2. Juni: Märstetten – Tobel

Diesmal fahre ich erst um halb sieben ab. Ab Weinfelden fährt ein Bus bis zum Start der zweiten Etappe. Im Wald bei der Thur gibt es ein Vogelkonzert. Erst nach einer Weile, bei einer Rast, kommen zwei Pilgerinnen, die ersten überhaupt, die ich sehe. Wir reden eine Weile, dann ziehen sie weiter. Vor der hübschen Jakobskapelle von Kaltenbrunn treffe ich sie wieder, die beiden.

Und später, bei Affeltrangen, sehe ich sie den Berg hinauf wandern, während ich mir – vorsorglich – ein Blasenpflaster appliziere und von den Joggingsschuhen, die sich für mehrstündigen Einsatz doch nicht eignen, zu den Wander-Sandalen wechsle.

In Tobel ist mein Ziel die Komturei Tobel, eine Einrichtung, in der sich früher geschwächte Pilger pflegen liessen. Ich sehe sie von weitem, merke dann, da ist ja ein Tobel in Tobel! Das heisst, nochmals hinunter und auf der anderen Bachseite wieder bergauf.

12. Juni: Tobel – Fischingen

Weil ich früh erwache, gehe ich schon auf den Halbi-Sächsi-Zug. Es steigen immer wieder Leute zu. Jemand sitzt schräg vis-à-vis und ich erwäge kurz, die Maske



hervorzukramen, lasse es aber. Sind ja anderthalb Meter. Ab Winterthur hat's Nebel. In Wil steige ich ins Bähnchen Richtung Romanshorn ein und bin um Viertel nach sieben in Tobel-Affeltrangen. Es hat immer noch Nebel. Macht nichts, er gibt der Landschaft einen ganz besonderen Charme.

Bald bin ich wieder beim ersten schönen Wegweiser – Schwabenweg –, später kommt ein prächtiges Wegkreuz. Kurz darauf sehe ich sieben Störche auf einem Feld. In einem Waldstück – der Weg ist ganz schmal – ist es fast stockdunkel. Singdrosseln geben ein Konzert. Ein Fuchs huscht etwa zwanzig Meter vor mir über den Weg, wenig später ein Reh.

Dann führt die Via Jacobi wieder über offenes Land, an Wäldchen, Feldern, Bauerngütern vorbei. Dann komme ich in dichter besiedeltes Gebiet. In St. Margrethen ist eine hübsche Kapelle mit Treppe an der Aussenmauer. Das sei für die Pilger, sie hätten oben übernachtet.

Im Frohsinn grad neben dran, gibt's einen Cappuccino. Es ist eine Raucherbeiz, Handwerker sitzen an zwei Tischen, rauchen, wie die Serviererin, die sich zu ihnen setzt. Offenbar hat es eine gute Lüftung – ich rieche nichts.

Als ich weiterwandere, lichtet sich der Nebel. Nun geht es lange der Murg entlang. Rotbrüstli, Mönchsgrasmücken und Buchfinken singen um die Wette. Nach Münchwilen bin ich froh um den Halbschatten, den das Ufergehölz spendet. Später führt die Route über Feldwege, Landstrassen, vor Oberwangen und Fischingen



in die Höhe durch den Wald, recht steil bergauf, dann wieder runter. Vor Fischingen, als ich den Wald verlasse, öffnet sich der Blick aufs Kloster, das ich in einer Viertelstunde erreiche. Nach einem kurzen Blick in die Klosterkirche eile ich zur Bushaltestelle. Punkt zwei starte ich die Heimreise und bin um vier in Lenzburg.

Das Ziel

Das Ziel aller Jakobswege ist Santiago de Compostela. Dort soll der heilige Jakobus begraben sein (s. Kasten).

Aus Wikipedia:

Jakobus der Ältere († um 44 n. Chr.) ist eine Gestalt des Neuen Testaments. Er zählt zu den zwölf Aposteln Jesu Christi und ist einer der bekanntesten Heiligen weltweit.

Nach einer für den Jakobuskult in Santiago de Compostela grundlegenden Legende übergaben seine Jünger den Leichnam des Apostels nach der Enthauptung einem Schiff ohne Besatzung, das später in Galicien im Nordwesten Spaniens anlandete. Helfer setzten ihn weiter im Landesinneren bei. Dann geriet das Grab in Vergessenheit. Nach der Wiederentdeckung im 9. Jahrhundert wurde darüber eine Kapelle, später eine Kirche und schliesslich die Kathedrale errichtet, um die herum sich der Pilgerort Santiago de Compostela entwickelte und zu der die Jakobswege führen.

Das Wandern auf dem Jakobsweg erlebt in den letzten Jahren einen gewaltigen Boom. Nicht zuletzt wegen dem Buch von Hape Kerkeling «Ich bin dann mal weg», das ich allerdings nicht gelesen habe. Auf dem Schwabenweg bin ich aber nur wenigen Wanderern begegnet. Ich geniesse es, unterwegs zu sein, nachzudenken über Gott und die Welt – in Distanz zum Alltag. Ob ich es je bis Santiago schaffe? Vielleicht. Vorerst will ich peu à peu bis Genf kommen. Es ist für mich eine grossartige Erfahrung, wie weit ich auf meinen eigenen Füessen kommen kann. Das Ziel ist der Weg. Buen Camino!

Zum Weiterlesen:

- Pilgern auf dem Jakobsweg Schweiz und seinen Anschlusswegen, WERDVERLAG, 2018
- www.jakobsweg.ch

Heidi Berner

In die Hände klatschen oder ... duure schnuufe!?

Im April und im Mai des laufenden Jahres hat die ganze Schweiz eine bahnbrechende Entdeckung gemacht. Man/frau oder – neudeutsch und genderfreundlich *mensch* hat festgestellt, dass Pflegende ganz allgemein systemrelevante Arbeiten erledigen und das nicht nur zu Bürozeiten (wie unsere Luftwaffe).

Tief beeindruckt war *mensch* da; von Chiasso bis Schaffhausen und von Genf bis St. Maria im Münsterthal. *Mensch* hat geklatscht; pünktlich um 11.00 Uhr und das an mehreren Tagen. Die Pflegefachverbände haben den Pfeffer geschmeckt und umgehend auf ihre Pflegeinitiative hingewiesen, welche im Wesentlichen bessere Anstellungsbedingungen und vermehrte Investitionen in die Aus- und Weiterbildungen fordert. Und natürlich höhere Löhne! Vom schönen Beruf allein können Pflegende genauso wenig leben, wie das der freie Bauer mit seiner Frau und der Gastwirt und die Gastwirtin können.

Kein Politiker – und auch keine Politikerin – hat sich im Frühjahr getraut, das Pflegepersonal mindestens verbal *nicht* zu unterstützen. Viele – von links bis rechts – haben darauf hingewiesen, dass es nicht reicht, in die Hände zu klatschen.

Und heute, im Herbst? Es scheint, dass alles beim Alten bleibt. Spitäler und Heime scheinen ja mit ihren personellen Ressourcen auszukommen. Zudem wird nun im Parlament plötzlich ein Gegenvorschlag zur Pflegeinitiative formuliert, der tatsächlich prüfenswert ist. (Wieso nicht von Anfang an so? Die Pflegeinitiative wäre

unnötig gewesen und die Politik hätte Zeit und Geld sparen können).

So oder so; für das nächste halbe und das kommende ganze Jahr brauchen unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – nicht nur die in der Pflege – eine Perspektive und eine spürbare Wertschätzung. Und das fängt dort an, wo seitens Politik und Krankenversicherern die Leistungen, welche die Pflegeinstitutionen im letzten Jahr erbracht haben, anerkannt und gewürdigt werden. In Form von Tarifen, die nicht nur eine gute Qualität der Dienstleistungen ermöglicht, sondern auch die Vorsorge für künftige schwere Zeiten.

In diesem Sinne bin ich gespannt auf die nächsten Wochen; auf das was uns Bund und Kanton zu sagen haben und ... schnuufe jetzt emol duure!

... Apropos duure schnuufe ... Ganz aktuell: Soeben erfahre ich, dass Bund und Kanton von CURAVIVA und VAKA daran erinnert werden müssen, dass bei der Verteilung des viel zu knapp geordneten Grippeimpfstoffes auch der Bedarf für die Bewohnenden und das Personal in den Pflegeinstitutionen nicht vergessen werden darf. Hoffentlich wiederholt sich die Geschichte vom Frühjahr nicht!

Ihnen verspreche ich mit dieser Mülizytig ein paar Einblicke in unsere Erlebniswelt, so wie sie sich für uns in den letzten Monaten dargestellt hat. Danke für Ihr Interesse.

Michael Hunziker, Redaktion



Gemütliches Beisammensein

Gestützt auf die bundesrätliche Covid-19-Verordnung 2 über Massnahmen zur Bekämpfung des Coronavirus war eine Generalversammlung am 17. Juni 2020 mit den geltenden Abstandsregeln nicht möglich. Der Vorstand holte die Entscheide auf dem Korrespondenzweg ein. Der Rücklauf übertraf unsere Erwartungen bei weitem. Von den 513 Mitgliedern trafen sage und schreibe 185 Antwortbogen termingerecht ein. Fast alle stimmten den Anträgen des Vorstands zu, nur bei einzelnen Fragen gab es Enthaltungen, aber keine einzige Nein-Stimme. Anregungen, die anstatt «Anträge» traktandiert waren, gab es nur vereinzelt. Einige Mitglieder bedankten sich in dieser Rubrik, mit einem separaten Brief oder auf einem Post-it-Zettel für die Arbeit der Vorstandsmitglieder und des Alterszentrums. Es freut uns sehr, dass das Interesse an der Tätigkeit unseres Alterszentrums so gross ist und dass unsere Institution das Vertrauen der Vereinsmitglieder genießt.

Die Generalversammlung ist jeweils auch ein geselliger Anlass, bei dem etliche noch lange im Mülíkafi sitzen bleiben. Wir versprochen den Vereinsmitgliedern, sie zum geselligen Teil der Versammlung einzuladen, sobald dies wieder gefahrlos möglich ist.

Leider können wir dieses Versprechen im Jahr 2020 noch nicht einlösen. Wir hoffen deshalb, dass wir uns im nächsten Jahr – irgendwann – wieder ohne Angst vor Ansteckungen begegnen können.

Heidi Berner, Präsidentin Vorstand

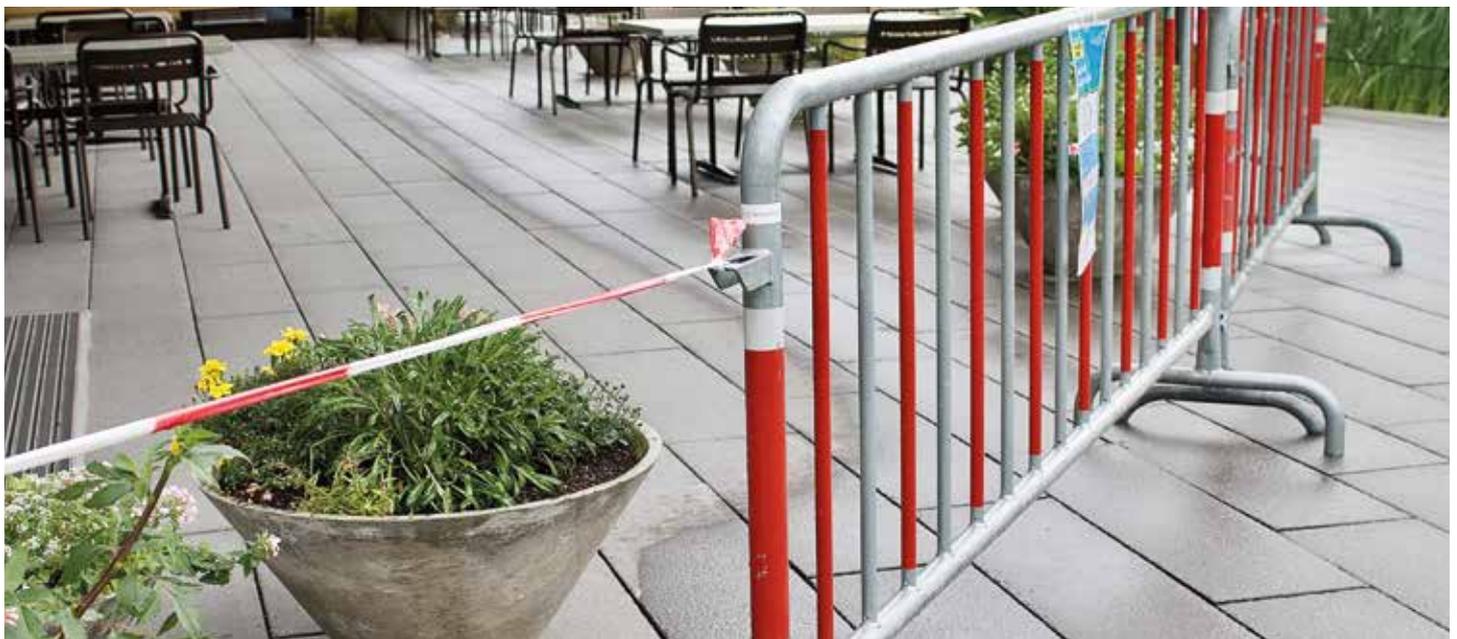
Ersatzwahl in den Verwaltungsrat der AZOM AG

Auf den Termin der Aktionärs-GV vom 28. April 2020 der Alterszentrum Obere Mühle AG (AZOM AG) trat Anita Frey als Verwaltungsrätin zurück.

Der VR dankt Anita Frey für ihr Mitwirken im VR seit Gründung der AG im Jahr 2011 und im Vorstand des Vereins von 2007 bis 2018.

Zur Wahl stellte sich Christine Verdan, Pflegeexpertin bei der Spitex Region Lenzburg. Sie stellt sich im nebenstehenden Beitrag grad selber vor.

Heidi Berner, Präsidentin VR



Ich stelle mich vor ...

Mein Name ist Christine Verdan, seit April dieses Jahres darf ich den Bereich der Pflege im Verwaltungsrat des AZOM vertreten. Dies freut mich ausserordentlich, begleitet mich doch das Thema Pflege bereits seit meiner Jugend. Schon in meiner Schulzeit hatte ich den Wunsch, die Pflege zu erlernen, und so absolvierte ich die Ausbildung zur Pflegefachfrau für Kinder, Jugendliche, Frauen und Familien. In all den Jahren seit Beginn meiner Ausbildung konnte ich Menschen jeden Alters pflegen. Die Pflege von Kindern ähnelt sehr der Pflege von betagten Menschen. Und so fühle ich mich mit vielen Pflege Themen, die im AZOM bearbeitet werden, wohl vertraut.

Wenn wir Menschen pflegen, gehört die Beziehungspflege unweigerlich dazu. Wertschätzung, Empathie, Respekt, Herzlichkeit sind wichtige Pfeiler einer guten Beziehung, und eine gute Beziehung bildet die Grundlage für ein zufriedenes Zusammenwohnen und Zusammenarbeiten.

Die vielfältigen Beziehungen, welche in allen Bereichen des AZOM gepflegt werden, prägen den Alltag der Bewohnerinnen und Bewohner und der Mitarbeitenden. Ich durfte einen ganzen Tag lang Einblick gewinnen in die verschiedenen Bereiche des AZOM. Ich durfte mit Bewohnerinnen und Bewohnern, sowie mit Mitarbeitenden in unterschiedlichen Positionen sprechen und ich habe echte Herzlichkeit und Offenheit erlebt.

Wir leben in einer speziellen Zeit, das Coronavirus stellt uns alle vor grosse Herausforderungen, die uns



viel abverlangen: geliebte Menschen nicht mehr umarmen und berühren dürfen, Menschen nur noch mit Masken begegnen dürfen, Kontakte mit der Aussenwelt einschränken, Freiraum verlieren, Einschränkungen im täglichen Leben erfahren. Diese Veränderungen, sowie die Ungewissheit, wie es weitergehen wird und Gefühle wie Angst, Wut, Trauer und Ungeduld prägen unser aller Leben. Gerade in solchen Zeiten sind wohltuende Beziehungen besonders wichtig – Beziehungen, die uns Wärme und Geborgenheit, Mut, Kraft und Zuversicht geben. Solche zwischenmenschliche Beziehungen sind zentral für unser seelisches und somit auch für unser körperliches Wohlbefinden.

Doch wie sollen und können Beziehungen in Zeiten von Corona gepflegt werden? Ohne Umarmung, ohne Berührung, versteckt hinter einer Maske und immer auf Distanz? Die Mitarbeitenden des AZOM zeigen jeden Tag aufs Neue, wie dies möglich ist:

- Aufmerksamkeit und geduldiges Zuhören sind auch über eine Distanz von 1,5 Metern möglich.
- Ein freundliches Lächeln ist trotz Maske im Gesicht in den Augen erkennbar.
- Mitfühlende und aufmunternde Worte sind auch hinter einer Maske möglich.
- Herzlichkeit und Wertschätzung sind trotz Distanz spürbar.
- Eine Berührung mit Handschuhen bleibt trotzdem eine Berührung.

Die Regeln sind uns allen klar, und wir werden sie – besonders in den bevorstehenden Herbst- und Wintermonaten – weiterhin einhalten müssen. Doch diese Regeln hindern uns alle nicht daran, respektvoll, wertschätzend, liebevoll und humorvoll miteinander umzugehen.

Ich wünsche uns allen Mut und Kreativität, die vielfältigen Beziehungen umsichtig zu pflegen und ich wünsche vor allem den Bewohnerinnen und Bewohnern und allen Mitarbeitenden des AZOM weiterhin diese echte Herzlichkeit und Offenheit, sowie viele mutmachende und bereichernde Begegnungen.

Christine Verdan

CORONA schlägt zuerst im Kopf zu!

... was gilt jetzt?

Kein billiger Thriller, sondern Wirklichkeit

Der 27. Februar dieses Jahres begann als normaler Arbeitstag. Nur, dass ich mich auf den anschliessenden Freitag freute, der mein letzter Skitag dieses Winters sein sollte. Zusätzlich wartete eine ganze Woche *Lieschtlemer Fasnecht* auf mich ... zum 34. Mal.

Dieses wohlige Gefühl legte sich schlagartig, als pünktlich um sechs die Nachrichten von SRF 1 aus dem Autoradio meine Ohren erreichten.

Exakt einen Monat vorher hatten wir anlässlich der ordentlichen Sitzung der Geschäftsleitung rein aus Vorsicht beschlossen, die Materialbestände in engeren Zeiträumen zu überprüfen und beim Personal und den Bewohnenden unser «medizinisch/pflegerisches Augenmerk» in erster Linie auf grippeähnliche Symptome zu richten.

Es wäre nicht die Wahrheit, wenn ich hier behaupten würde, wir wären sofort alarmiert gewesen und hätten – wie Weiland Cassandra den Untergang von Troja – die Krise von CORONA kommen sehen. Wir schauten fern und waren beeindruckt von den Bildern aus Wuhan ... dann zappten wir weg. Wir lasen die Zeitung und studierten die ersten Meldungen aus Norditalien ... dann wanderte die Zeitung ins Altpapier. Wie viele andere liessen wir uns besänftigen von all den sonor tönenden Experten im BAG und anderswo, die da von einem innerchinesischem Problem sprachen, das Europa *höchstwahrscheinlich* nie erreichen würde. Aber erstens kommt es anders und zweitens, als man denkt! **Wahrscheinlichkeit ist eine Sache; Sicherheit ist eine andere!**

Erwachen

So kam dann der Morgen des besagten 27. Februar. Noch auf dem Arbeitsweg rang ich mit mir um die Frage, ob das jetzt der Fall für die Einberufung des Krisenstabs sei. Der Fall, von dem kein vernünftiger Mensch hofft, dass er je eintrifft.

Mit einem Gefühl der Unsicherheit – nicht zuletzt wegen der Befürchtung, mich lächerlich zu machen – bat ich um 08.00 Uhr die anwesenden Mitglieder der Geschäftsleitung und des Kaders zu einer Sondersitzung zusammen.

Und da erschrak ich wirklich. Niemand meiner sonst so kecken Recken und Reckinnen machte auf Widerstand. Offensichtlich spürten alle Anwesenden an diesem Tag irgendeine unbekannte Herausforderung, der wir uns gemeinsam zu stellen hatten. Die erste KS-Sitzung war dann auch nicht sehr lang. Folgende Punkte waren uns dabei wichtig:

- Die Personaleinsatzplanung muss auch im Notfall gesichert sein.
- Systemrelevantes Material muss für einen längeren Zeitraum vorhanden sein
- Die Führungs- und Organisationsstrukturen sind auf die Krise auszurichten.
- Der Kontakt mit DGSAG/Bund/VAKA/CURAVIVA und nicht zuletzt mit dem Verwaltungsrat muss sichergestellt sein.
- Wir müssen zeitnah mit den relevanten Informationen versorgt werden und selber zeitgerecht unsere Ansprechpartner angemessen informieren.

Heute wissen wir, dass wir in der knappen halben Stunde damals die wichtigsten Weichen stellen konnten. So, dass wir in den folgenden Wochen zwar nicht wenig Arbeit hatten, aber einigermaßen den Überblick behielten und immer entscheidungsfähig waren.

Im Zeitraum von Ende Februar/Anfangs März machte uns der Mangel an brauchbaren und späten Informationen genauso viele Sorgen wie der Überfluss an Widersprüchen.

Alles redete von Spitälern, nur wenige redeten von Pflegeheimen. Wie anderswo zeigte sich im Kanton Aargau, dass PolitikerInnen und kantonale Verwaltungsstäbe ihre Sachkenntnis bezüglich *Möglichkeiten und Grenzen einer Pflegeinstitution im Krisenfall* durchaus weiterentwickeln könnten. (Im Kanton Zürich hatte Regierungsrätin, Nathalie Rickli, immerhin die Grösse, das zuzugeben.)

Pfeifen im Walde

Die CORONA-Krise hat unsere Gesellschaft in allen Bereichen und auf allen Ebenen kalt erwischt. Und daher habe ich Verständnis, dass gerade zu Beginn einer Notsituation alles drunter und drüber geht. Zudem bin ich der Meinung, dass Eigenverantwortung auch bedeu-

tet, dass ich nicht immer warten kann, bis mir jemand sagt, was zu tun ist. **Und als Zentrumsleiter muss man hin und wieder den Mut aufbringen, Entscheide zu treffen, die man nicht wochenlang hin und her wälzen kann!**

Darum hatten wir – ohne vorliegende Anweisung – Anfangs März aufgrund unserer Fachkompetenz und den, lange Jahre vorher erarbeiteten Grundlagen, die notwendigen Massnahmen ergriffen. Konkret: Wir wendeten unser *Sicherheitskonzept* an. *(dieses war in der Mülizytig schon des öfters ein Thema).*

Jetzt, im Herbst 2020, dürfen wir sagen, dass das Konzept sich bewährt hat. Es lohnt sich immer, frühzeitig unangenehme Themen zu besprechen. Natürlich mussten wir unsere Strukturen und Werkzeuge in den letzten Wochen nachbessern. Der Aufwand dafür hielt sich aber in Grenzen. So konnten wir uns auch einigermaßen wappnen gegen die offensichtlich qualitativen und quantitativen Mängel der Informationen, die uns vom Bund, Kanton und diversen Fachgremien und Verbänden zuflossen.

Eine löbliche Ausnahme verdient, hervorgehoben zu werden. **Die VAKA hat sich in der ganzen Zeit als sehr zuverlässige Anlaufstelle für die Mitgliederinstitutionen erwiesen.** Immer erhielten wir ehrliche Antworten; auch dann, wenn sie nicht unseren Wunschvorstellungen entsprachen.

Am 9. März hatten wir uns einen leidlichen Überblick über unsere betrieblichen Möglichkeiten und Grenzen verschafft. So, dass wir guten Gewissens unsere Ansprechgruppen – Bewohnende, Angehörige, SeniorInnen in den Alterswohnungen, weitere Externe und nicht zuletzt unser Personal – in schriftlicher Form informieren konnten.

Das sollte in den kommenden Wochen des öfters der Fall werden. Viel Schönes hatten wir nicht zu berichten; wir ordneten sehr schnell und umfassend sowohl ein Besuchsverbot wie auch ein Ausgehverbot an.

Immerhin; die grosse Mehrheit bedankt sich auch nach einem halben Jahr noch für unsere Haltung, für unsere Entscheide und unsere Fürsorge.

Bis Mitte April waren wir bei allen markanten Meilensteinen immer eine Woche schneller, als die nicht immer deckungsgleichen Anordnungen von Bund und Kanton. Das hatte den Vorteil, dass wir mit unseren Kräften besser haushalten konnten. Wir brauchten nie personelle Unterstützung durch Armee und Zivilschutz.

Der Nachteil lag natürlich darin, dass wir wegen eines uns unterstellten «Strebertums» Kritik einstecken mussten. Auch seitens des Verwaltungsrates, der bis heute loyal hinter dem Betrieb und der Geschäftsleitung steht, wurde vorsichtig die Frage laut, ob da der Zentrumsleiter mit seinem Krisenmanagement nicht ein wenig übertreibe. Ehrlich gesagt, mich plagten damals immer wieder Selbstzweifel, ob wir auf dem richtigen Weg sind. Dass seitens unserer Behörden die einen für die Anwendung von Masken waren und die anderen dagegen, machte meine Skepsis nicht kleiner. Klare Ansagen hätten wir damals schon gebraucht!

Die kritischen Stimmen zu unserem Vorgehen verstummten schlagartig am 23. März. Drei Tage vorher wandte sich Bundesrat Alain Berset schriftlich an alle Heimleitungen. In einem *rütli-rapport-artigen* Brief stärkte er unserer ganzen Gilde den Rücken und bekräftigte in allen Landesprachen deutlich und konkret das Besuchs- und Ausgehverbot. Endlich mal was mit Hand und Fuss! Dieser Brief erleichterte unsere Arbeit nachhaltig; auch wenn schon wenige Tage später einzelne namhafte Stellen – die von BR Berset wahrscheinlich vorher nicht konsultiert und damit düpiert wurden – versuchten, seine Aussagen zu relativieren. Das Verhalten dieser subalternen Stellen bezeichne ich – auch ein halbes Jahr später – deutlich als illoyal und nicht akzeptabel in einer Krise. Für mich als ehemaliger und überzeugter Angehöriger der Armee ist das ein ungeheuerlicher Vorgang.

Das darauf folgende – und bis heute immer wieder aufflackernde – Hüsch und Hott war und ist wenig motivierend. Eines schönen Tages wurde in der AZ und im Radio verkündet, das Besuchsverbot im Kanton Aargau werde aufgehoben. Tage später wurden – ohne Einbezug der Medien – die Betriebe informiert, dass das Besuchsverbot zwar wegfallt, die Vorsichtsmassnahmen aber aufrechtzuerhalten seien. Das alles liege aber in erster Linie in der Verantwortung der Betriebsleitungen.

... das Herz verwundet von eintöniger Mattigkeit

So sind wir da, wo wir sind! Im August fand eine Informationsveranstaltung für Angehörige statt. Weitere Lockerungen standen nicht zur Debatte. Ich konnte nur versprechen, dass wir alles unternehmen, damit die umgesetzten Lockerungen nicht wieder zurückgefahren werden müssen. Ich machte deutlich, dass das nur funktioniert, wenn wir alle – Mitarbeitende, Bewohner, Angehörige – nicht nur am selben Strick, sondern auch in dieselbe Richtung ziehen.

Ich erlaubte mir zudem, auf die Tatsache hinzuweisen, dass viele Mitarbeitende in ihrem privaten und familiären Umfeld selber mit CORONA zu kämpfen haben, nebst ihrer Arbeit im Alterszentrum Obere Mühle.

Wir haben sehr vieles richtig gemacht! Einiges würden wir ein nächstes Mal anders machen. Wir hoffen alle, dass es kein nächstes Mal gibt!!!

Stolz auf das *Geleistete* bin ich nicht. Ich bin einfach nur erleichtert, dass wir bisher die Situation erfolgreich meistern konnten. Wie können wir stolz sein, wenn *mensch* vorerst einfach gut davongekommen ist. Niemand aber weiss, wie es weitergeht. Mit Stand 5. Oktober hatten wir lediglich zwei Fälle, die positiv auf COVID 19 getestet wurden; ein Bewohner und eine Mitarbeiterin. Beide haben die Virus-Attacke überstanden.

Stolz bin ich auf meine beiden Bereichsleiter, Claudio Pinetti und Patrick Kropf, auf unser Kader, den gesamten Stab und die ganz grosse Mehrheit unserer Mitarbeitenden. Alle sind oft bis an die Grenzen ihrer Belastbarkeit gegangen. Wir hatten nur wenige Krankheitsabsenzen. Alle handelten immer nach bestem Wissen und Gewissen, mit grosser Gelassenheit und fürsorglich gegenüber Bewohnenden und Mitarbeitenden. Sie verdienen ein Dankeschön, das über's Händeklatschen hinausgeht.

Beeindruckt und dankbar bin ich für die Loyalität, die mir seit Monaten von den Mitarbeitenden, dem Kader, dem Stab und der GL entgegengebracht wird. Um manchen Entscheid rangen wir hinter den Kulissen intensiv und zäh. **Dass ich in meinem Arbeitsumfeld nicht**

nur Ja-SagerInnen habe, empfinde ich als Privileg! Und wir schafften es bis anhin immer, nach aussen geeint aufzutreten.

Ausblick

Zur Zeit sind wir an einer Auslegeordnung und halten Aussicht nach weiteren Lockerungsmöglichkeiten. Wir alle sehnen uns nach Erleichterungen im Alltag. Im Hinblick auf die Zukunft müssen wir uns auch ernsthaft mit der Frage auseinandersetzen, ob wir in Sachen Vorratshaltung das Richtige und das Richtige im richtigen Mass getan haben.

Der beste Freund von CORONA ist der kleinräumig und kleingeistig denkende *Föderalismus*. Die besten Freundinnen sind die *Verschwörungstheorien* und die unbelehrbare *Ignoranz*.

Dieser unheilvolle Klub fand und findet Anhänger unter Alten, Jungen, Reichen, Armen, Gescheitene und Entwicklungsfähigen, Linken und Rechten. **Es wird sich in den nächsten Monaten entscheiden, ob sich da der vielgerühmte, gesunde Menschenverstand wieder Gehör verschaffen kann. Hoffen wir es!**

Michael Hunziker, Zentrumsleiter



I. August-Ansprache unter dem Zeichen von CORONA

Liebe Gäste

Es ist schön, dass wir hier beisammen sein dürfen. Ich danke an dieser Stelle der Küche, dem Service, dem Technischen Dienst, dem Hausdienst, der Aktivierung und dem gesamten Pflegebereich für die Vorbereitungen.

Der diesjährige Nationalfeiertag ist etwas Besonderes; im wahrsten Sinne des Wortes *denkwürdig*. Seit 75 Jahren ist unser Land und mit ihm wir alle zum ersten Mal in einer Situation, die uns alle fordert oder gar *herausfordert*.

Eine Situation, die wirklich gefährlich ist, weil wir noch immer zuwenig wissen. Wir stecken in einer Krise! Schuld daran sei ein kleiner Käfer, den man von blossem Auge gar nicht sehen kann.

Er soll jetzt schuld sein, dass das ganze Land und die ganze Welt derart unten durch muss. Immerhin macht er keine Unterschiede. Er schlägt nicht nur in Diskotheken, Bahnhöfen, Kasernen und Schullagern zu. Nein, neben Pflegeheimen und Spitälern auch im Regierungsgebäude in Aarau oder im weissen Haus in Washington. Der kleine struppige Kerl (oder ist es eine Sie?) lässt keinen und keine aus. Entgegen der manchmal sehr verächtlich geäusserten Hoffnung von einzelnen Expertinnen und Experten, trifft es auch nicht nur die Alten. Heute wissen wir; es kann alle treffen, ob jung, alt oder noch älter.



Ich frage mich allerdings auch, ob die Krise tatsächlich allein auf das Konto dieses kleinen Käfers geht oder ob nicht wir Menschen mitbeteiligt sind und wir so manches CORONA-Problem nicht einfach noch schlimmer machen. Schlichtweg darum, weil wir zwar gerne von Eigenverantwortung reden, aber häufig meinen, vor allem der Nachbar müsse diese *Eigenverantwortung* wahrnehmen. Der Bruder der *Eigenverantwortung* ist der *gesunde Menschenverstand*. Und dieser lässt sich derzeit selten blicken. Wäre er präsent, hätte man/frau in Bus und Zug die Maskenpflicht nicht erst anordnen müssen; dann hätten wir alle es einfach gemacht, schon aus Rücksicht auf unsere Sitznachbarn.

So aber lassen wir unseren Behörden gar keine andere Wahl, als durchzugreifen und zu befehlen. Und Befehlen kommt in unserem Land nicht gut an. Schliesslich haben wir einen Urahnennamens Tell; Wilhelm Tell. Egal ob befehlen oder – eleganter ausgedrückt – *anordnen*; wir lassen uns einfach nicht gerne sagen, was Sache ist. Und *Empfehlungen* – für mich das Unwort des Jahres – müssen wir sowieso nicht ernst nehmen, weil ... diese gelten sowieso für die *anderen*. Stellen Sie sich mal vor, was passieren würde, wenn der Staat per *Empfehlung* um die Begleichung der Steuerrechnung bitten würde.

Viele von uns wissen nicht mehr, was es heisst, zurückzustehen und zu verzichten. Und ich meine nicht nur die Jungen! Wenn man gewohnt ist, dass sich das allermeiste im Leben planen und verwirklichen lässt, dass man/frau von heute auf morgen rund um den Globus jetten kann, dann wirkt sich jede Form von Einschränkung katastrophal auf das eigene Weltbild aus.

Man/frau ist bestens informiert über die eigenen Rechte, eher seltener über die eigenen Pflichten. *Persönliche Freiheit* ist ein grosses Wort. Für viele wirkt es provozierend, wenn sie darauf hingewiesen werden, dass die eigene Freiheit dort aufhört, wo die des Nachbarn anfängt.

Darum meine ich, dass der heutige Nationalfeiertag wohl eher zum Nachdenken geeignet ist, als zur Vernichtung von Tonnen an Feuerwerk. (Diese Branche soll ja tatsächlich, trotz anfänglichem Gejammer, in den letzten zwei Wochen Rekordumsätze erzielt haben). Zum

Nachdenken möchte ich Ihnen folgende Fragen stellen. Was macht denn eigentlich unser Land und unser Volk aus? Sind wir etwas Besonderes? Und wo sind wir anders als die andern?

Sind es die hohen Berge? Auch andere Länder haben Berge und auch in anderen Ländern ist es typisch für Bergbewohner, dass sie an der Scholle kleben, welche sie Wind und Wetter abgetrotzt haben. Auch in anderen Ländern – rund um unseren Globus – haben Berglerinnen und Bergler einen angeborenen, tief in der Seele ruhenden Stolz, der nichts mit Arroganz zu tun hat. Er wirkt höchstens etwas stur. Also, die Berge sind kein eigentlicher Unterschied zwischen der Schweiz und dem Rest der Welt.

Ist es unser Fleiss? Auf der ganzen Welt wird gearbeitet, mal gut, mal schlecht. Und überall auf der Welt ist man/frau gerne bereit, den Erfolg auf das eigene Talent und die eigenen Bemühungen zurückzuführen. Gerne wird dann unterschlagen, dass vielleicht auch Glück mit im Spiel war ... Misserfolg aber, für den sind sehr schnell Schuldige gefunden. Vor Vorwürfen und Anklagen verschont man/frau liebend gern nur einen; sich selber! Das ist menschlich, auf der ganzen Welt, von Nord bis Süd, in West und Ost.

Auch hier also, ist kein Unterschied festzustellen, durch den wir uns als Schweizerinnen und Schweizern positiv gegenüber allen *Nicht*-Schweizern abgrenzen.

Ist es denn unser Patriotismus, unsere häufig zitierte Liebe zur Heimat, zu unserem Heimatkanton, zu unserer Gemeinde, in der wir daheim sind und zu allen unseren Traditionen?

Auf der ganzen Welt liebt man seine Heimat und ärgert sich über ihre Unzulänglichkeiten. Und jedes Volk hat Traditionen, welche in den Herzen einen wichtigen Platz einnehmen, sodass die Augen manchmal überlaufen. Wir haben unsere Alphörner, die Schotten ihre Dudelsäcke und die Ureinwohner Australiens haben ihre Traumlieder ...

Haaaalt!!!

Da gibt es tatsächlich einen Unterschied zu all den Ausländern! Ich kenne viele Länder, in denen Gross und Klein, Alt und Jung ihre Nationalhymne mit Inbrunst singen; alle Strophen; und alle Strophen auswendig! Und wie ist das bei uns? Bei uns gilt die Hymne bei vielen als nicht zeitgemäss. Man/frau schaut an der Nationalfeier zuerst verschämt nach links und rechts und stimmt dann *vielleicht* mit ein.

Bei der Frage nach der Haltung zum eigenen Land herrscht wiederum Einigkeit vom Nord- bis zum Südpol. Auf der ganzen Welt gibt es Mostköpfe, die Patriotismus – die Liebe zur Heimat – verwechseln mit borniertem Nationalismus, der sich ausdrückt in Fremdenfeindlichkeit, ja gar Fremdenhass. Würden *diese* Leute konsequent fertig denken, (wenn sie das denn könnten) müssten sie zugeben, dass sie schon auf dem Boden der Nachbargemeinde – in unserem Fall unter anderem Staufen oder Niederlenz – eigentlich Fremde und keine Einheimischen sind.

Auch in dem Punkt sind wir nichts Besonderes, sondern gehören zum globalen Durchschnitt der Weltbevölkerung.

Wir Schweizer sind also nicht so anders, als alle andern. Wir sind nicht besser ... wir sind aber auch nicht schlechter! Und auf etwas, das unserem Land eigen ist, bin ich wirklich stolz. Uns Schweizerinnen und Schweizern sind zwei Stärken in die Wiege gelegt worden, die

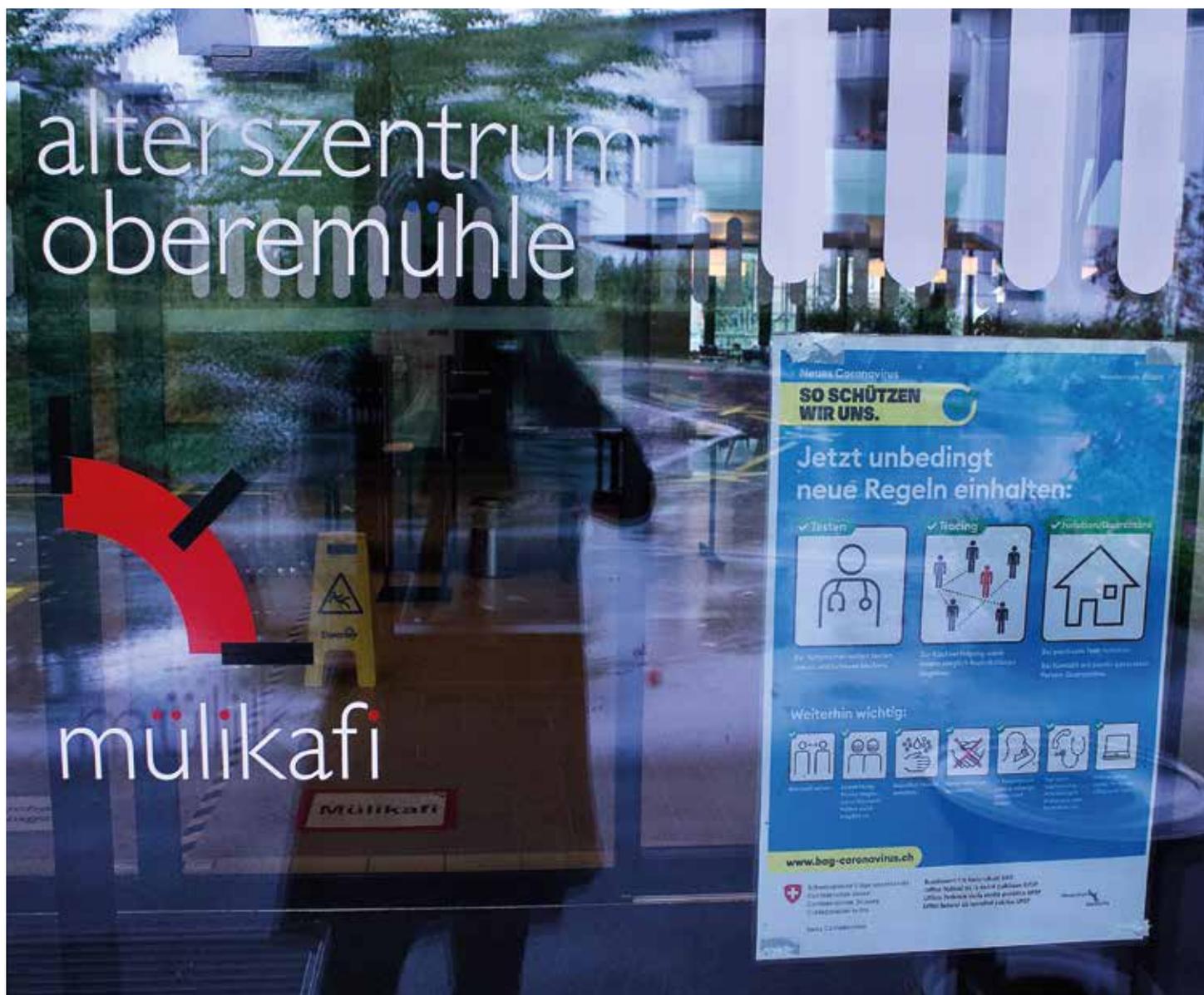


seit Generationen immer wieder für Erstaunen in der übrigen Völkergemeinschaft sorgen.

Trotz vier Kulturen und vier Sprachen haben wir eine mustergültige Fähigkeit zum Kompromiss und wir haben die verinnerlichte Bereitschaft, nach einem politischen Kampf auch an den Verlierer zu denken. Das schönste Sinnbild dafür ist der *Schwingerkönig*, der dem Verlierer das Sägemehl vom Rücken klopft. Diese beiden Eigenschaften sorgen für Frieden, Ruhe und Ordnung in diesem Land.

Daran sollten wir in dieser Zeit denken, wenn wir einen Weg aus der CORONA-Krise suchen. Es geht nicht darum, wer Recht hat. Es geht darum das Richtige zu tun. Wir sitzen alle im selben Boot und wir sind gemeinsam auf dem Weg. Wir alle machen uns Sorgen, wir alle schwitzen und heute ... feiern wir zusammen!

Michael Hunziker, Zentrumsleiter



Viele Gefühle rund um das Covid 19 (Corona)

Habe ich Ihr Interesse geweckt? Wie auch immer man diese Frage versteht. Ich kann nachvollziehen, wenn der Kopf durch die ständigen Informationen zu diesem momentan so präsenten Thema bereits dröhnt. Nun möchte ich aber seitens der Pflege Ihre Empathie fordern. Nein! – Wir haben kein Interesse daran! – Auch wir standen und stehen noch immer vor der Unsicherheit, haben ein unwohles Gefühl, gar Angst. Doch wir sind bereits, speziell das Team der Abteilung 3, an der Front gewesen, «Aug in Auge» mit dem Coronavirus.

«Piiep» – beim Eintreten in unser Haus wird zuerst die Temperatur gemessen. (Wie wir gelernt haben, könnte Fieber eines der Symptome sein und wir wollen das grösstmögliche Risiko ausschliessen. Es tut nicht weh.) Gerne möchte ich Ihnen den Ablauf hier im AZOM näher bringen, seit die Gefahr einer Covid19-Ansteckung möglich ist. Wie bereits beschrieben, standen auch wir als Mitarbeitende in einem systemrelevanten Pflege- und Betreuungsbetrieb vor einer neuen und total unbekanntem Situation.

Ich persönlich habe mich vom Kader gut geleitet gefühlt. Man hat reagiert! Ich bemerkte, dass ich der Abteilungsleitung nicht mehr so oft auf der Station über den Weg lief, aber ich beobachtete sie im Sitzungszimmer mit all den anderen Führungskräften. Dort versuchten sie, eine Struktur aufzubauen, um uns alle, ob es Bewohner oder Mitarbeiter sind, zu schützen. Darin konnten sie sich ja nicht im Voraus vorbereiten. Es ging Schlag auf Schlag ... und sie haben es super gemeistert!

Fast wöchentlich erhielten wir ein zusammengestelltes Protokoll mit den wichtigsten Informationen und Weisungen. Dieses Blatt nannte sich «Corona-News». Ich behaupte, diese Blätter, welche immer die neuesten Weisungen aufzeigten, haben nicht nur mich sondern auch das ganze Team bzw. alle Angestellten im Hause stark entlastet. Man hatte einen Leitfaden, auf den man zurück greifen konnte. Jeder musste sich daran orientieren und so zogen alle an einem Strick. Für mich war die Situation genauso fordernd oder manchmal unklar wie für jene Angerhörigen, die mit offenen Fragen auf mich zukamen. Wie froh war ich da, wenn ich mich «einfach» an der erarbeiteten neuen Struktur festhalten konnte. Ich erinnere mich gut an die ersten Markierungen mit 1.5 m Abstand am Boden, wenn ich mir in meiner Znü-

nipause einen Kaffee holte. So komisch es zu Beginn war – bereits ist es Norm und ich habe mich daran gewöhnt.

Gerade eben probiere ich aufzuzählen, was sich geändert hat und ich merke, wie alles zur Normalität geworden ist. Z. B. die Masken. Anfangs konnte ich mir nicht vorstellen, diese längere Zeit zu tragen. Viele Mitarbeiter klagten über die erschwerte Atmung. Es war heiss, die Maske drückte und man bekam Wunden hinter den Ohren. Heute kann ich mir nicht mehr vorstellen, wie ich vor einem Jahr ohne Maske gearbeitet habe.

Der Entscheid, eine Maske zu tragen, verändert aber einschneidend die Beziehung zwischen der Pflegeperson und dem Bewohner, finde ich. Wir haben es mit älteren Menschen zu tun, die leider teils viele Gebrechen aufweisen. Oft ist das Gehör betroffen, aber auch alle anderen bekannten Sinne: Sehen, Riechen, Schmecken, Fühlen und der Gleichgewichtssinn. Letzterer wird meist vergessen. Fehlt einer dieser Sinne oder ist eingeschränkt, sind die anderen fünf stärker ausgeprägt.

Wenn Sie auf dem Abendspaziergang mit einem Freund an einer Baustelle vorbei gehen, werden sie mit Sicherheit öfters Blickkontakt zu ihm suchen, da das Hörverständnis durch den Lärm beeinträchtigt ist. Man beachtet den Mund des Freundes und liest den fehlenden Teil von den Lippen ab. Wenn ich eine Maske trage, ist dies für den Bewohner nicht mehr möglich. Gewisse Bewohner trifft es stark und die Kommunikation, z. B. bei der Körperpflege, leidet stark darunter. Es ist auch oft schwer zu erkennen, ob jemand lacht oder nicht, wenn eine Maske das halbe Gesicht überdeckt. Man kann es vielleicht noch an den Augenfältchen ablesen. Kann dies so weitergehen? Jeder musste bereits starke Einschränkungen hinnehmen und täglich wird optimiert, um den Alltag, wie wir ihn vorher kannten, wieder zurück zu holen.

So schnell wie das Coronavirus kam, so schnell musste man im Hause reagieren. Dies ohne Vorwarnung z. B. an die Angehörigen. Diese wurden aber immer offen und ehrlich über alles informiert. Wir holten auch Feedbacks ein, die verschiedener nicht hätten sein können. Man könnte wohl stundenlang über die Richtigkeit von Massnahmen diskutieren, aber an erster Stelle gilt es,

den Bewohner zu schützen. Wird ein Bewohner nicht geschützt, werden auch die anderen angesteckt (Kettenreaktion). Wir sind für eine Corona-Situation nicht eingerichtet, deshalb haben wir im Extremfall für eine eins zu eins Betreuung keine Kapazität.

Ich möchte dies zum Verständnis beispielhaft erklären: Bislang gab ich an einem Zweier-Tisch zwei Bewohnern, die es aufgrund ihrer individuellen Bewegungseinschränkung nicht mehr selbstständig können, gleichzeitig das Essen ein. Nun würde es die Situation verlangen, dass diese Bewohner je an einen Einzeltisch mit dem nötigen Abstand gesetzt werden. Ich jedoch kann mich nicht teilen. So fehlt bereits ein Mitarbeiter. Überlegen wir weiter, dass auch ich mich von Bewohner zu Bewohner begeben, ist es wichtig, dass keiner von uns krank ist. Ich könnte ja ein Verschlepper sein. Würde ich mir das verzeihen? Würden Sie mir das in meiner Situation verzeihen? Man darf nicht vergessen, wir haben hier ein Überlebensrisiko.

Diese Einsicht hatten nicht alle «Aussenstehenden». Ich möchte mit diesem Artikel niemanden persönlich angrei-

fen oder beleidigen, gerade darum möchte ich auch die andere, Ihre Seite evaluieren. Ich «verstehe» Sie genauso!

Sie mussten anfangs vielleicht keine Maske tragen, hatten aber auch nicht die Bewilligung, Ihre Ehefrau, Ihren Ehemann, Ihre Mutter, Ihren Vater, Ihre Schwester, Ihren Bruder, Ihre Grossmutter, Ihren Grossvater oder Ihre Freunde, hier im Hause zu besuchen. Es wurden «Standplätze» eingerichtet, die «coronasicher» waren und wo Sie die Möglichkeit hatten, Ihre Angehörigen zu sehen, manchmal wirklich nur zu SEHEN. Denn zur Sicherheit trennte Sie eine Plexiglasscheibe von Ihren Liebsten. Ich muss nicht nochmals die Hörbehinderung der Bewohner in dieser Situation erwähnen. Ist das ein anständiges Treffen? Ich gebe Ihnen Recht: Nein!

Oft hilft es mir, mich in die Rolle des anderen zu versetzen, um einen Konflikt zu verhindern. Wie würde ich reagieren, wenn meine Mutter im Pflegeheim ist und ich weiss, dass ich eine ihrer wichtigsten Bezugspersonen bin? Ich darf hier auch ehrlich sein und sagen, dass es wohl für jeden einzelnen Bewohner im AZOM keine einfache Situation gewesen ist, die Türen mehr oder



weniger zu schliessen. Ob es dies ist, was der Bewohner vermisst, wenn er seine Angehörigen nicht mehr so oft sieht wie zuvor? Vieles war Routine. Eine Routine, die man braucht und plötzlich ist sie nicht mehr dieselbe. Gewisse Menschen, die z. B. an Alzheimer (Demenz) leiden, nehmen die neue Situation vielleicht nicht so wahr, aber ich als Pflegende bemerke, dass die Kognition durch die fehlende Nichtförderung wegen der fehlenden Besuchs-Routine abnimmt. Die Gespräche fehlen, die man eben doch nur mit Bezugspersonen aus früheren Zeiten hat und nicht mit neuen aktuellen Bezugspersonen. Als Ressource holte ich mir aus der jeweiligen Biographie des Bewohners einiges heraus und bezog dies bei den morgendlichen Gesprächen während der Körperpflege mit ein. So halte ich einen anderen Routine-Weg aufrecht, auch wenn dies nie dasselbe ist, wie wenn ein Mutter-Tochter Gespräch stattfindet. Ich versuche zu kompensieren.

Auch ich muss Einschränkungen z. B. in meiner Freizeit hinnehmen. Aber ich muss abschätzen, was Priorität hat. Trotzdem sträubt man sich immer wieder gegen Vorsichtsmassnahmen.

Niemand hat den Kontakt zu seinen Lieblingsmenschen untersagt, man hat ihn bloss eingeschränkt. Viel schöner wäre es doch, auch da **ein Team** zu bilden. Ein Team zwischen allen Beteiligten, Bewohnern, Mitarbeitenden und Angehörigen. Die Situation anzunehmen, Verbesserungsvorschläge mit deren Begründung zu bringen und das Team zu entlasten, das Ihre Liebsten 24 Stunden am Tag umsorgt. Fest hoffe ich, dass ich ihre Empathie geweckt habe. Scheuen Sie sich nicht, ihre Ängste und Sorgen uns mitzuteilen. Vielleicht finden wir Lösungsvorschläge? Flexibilität ist gefragt auf beiden Seiten!

Uns zeichnet Teamzusammenhalt aus. Es MUSS uns auszeichnen, da wir als Team zusammen arbeiten. Wir können aber auch ein Team mit den Bewohnern bilden und/oder zusammen mit den Angehörigen. Viele Bewohner sind aufgrund ihrer kognitiven Einschränkung auf ihre Angehörigen angewiesen bzw. wir als Pflegende sind es auch. Ein Bewohner-Angehörigen-Pflege-Team zu bilden wäre eine Super-Unterstützung für uns. Steigen Sie mit ein! Als Team funktionieren wir besser!

Justine Kübler FAGE, Abteilung 3



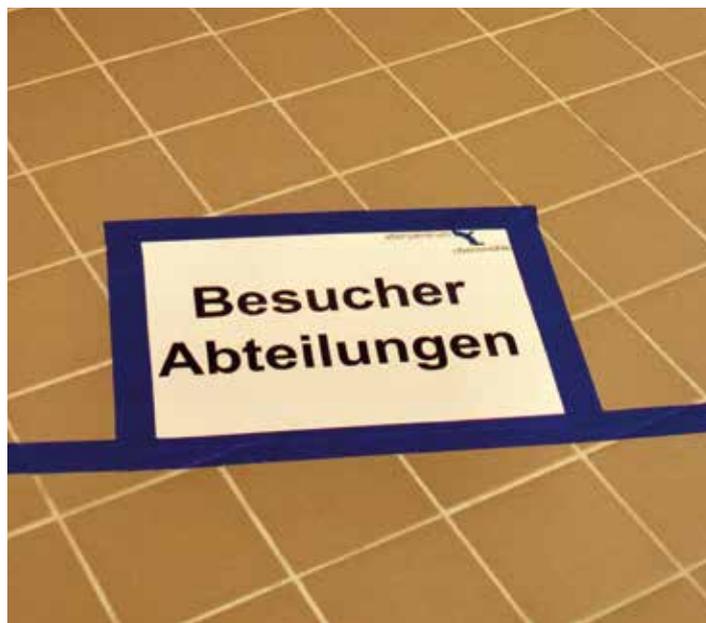
Und plötzlich war Covid ...

Ende letzten Jahres hörten wir von ersten Fällen ... irgendwo, weit weg, starben Menschen an einer aggressiven Grippe, Auslöser: Fledermaussuppe. Selber schuld, dachte ich, sowas isst man ja auch nicht.

Dank der reisefreudigen Menschheit dauerte es nicht lange und das Virus war in Europa angekommen. Als im März einige Uneinsichtige noch alleine Fasnacht feierten und mir quasi vor der Nase der Skilift abgeschaltet wurde, realisierten wir schnell, hier kommt etwas Ernsteres auf uns zu und bedarf drastischer Handlung.

Privat wurde ich zum Lebensmittel-Einkäufer meiner Eltern und Nachbarn, die im sogenannten Risikoalter sind. Die Neffen belieferten wir mit den Nachtessen, da Ihre Mutter im Spital tätig ist. Zwischenzeitlich wuchs unser Zweipersonenhaushalt zu einer Dreier-Gemeinschaft an, da der Sohn meines Partners im wahrsten Sinne bei uns gestrandet war. Er konnte nicht mehr zurück aufs Schiff, wo er normalerweise arbeitet. Dies erwies sich als sehr praktisch und vor allem bereichernd.

Kinderbetreuung und „home schooling“ der Neffen war so problemlos möglich. Man half einander und rückte trotz social distancing irgendwie näher zusammen. Wir verbrachten die Abende am Küchentisch philosophierend, spielend oder lesend. Was mir mit der Zeit fehlte waren Konzerte, Fussballspiele, spontane Besuche bei den Eltern und das Alphornspielen in der Gruppe. Ansonsten fand ich den Lock down eher entschleunigend.



In der Gastronomie, im mülikafi und bei den externen Caterings lief ab Mitte März nichts mehr. Das Kafi blieb geschlossen, Caterings wurden eins nach dem anderen abgesagt. Den Mahlzeitendienst konnte ich dank einer spontanen Aktion von «Lenzburg hilft», respektive Tobis, Marie-Claire, Corina, Patrizia und Jason ohne Ausfall aufrecht halten. Ihrem fantastischen und unkomplizierten Einsatz ist es zu verdanken, dass wir die täglich steigende Nachfrage unseres Mahlzeitendienstes bewältigen konnten.

Auch viele Bewohner der Alterswohnungen bezogen ab März die Dienstleistung unserer Küche und liessen sich ihr Essen durch unsere Mitarbeiter in die Wohnung liefern.

Ich hatte bald die Idee, meine Küchenbrigade in zwei Teams aufzuteilen. Sollte es bei einem Team Erkrankungen oder Verdachtsfälle geben, hätte ich wenigstens noch ein einsatzfähiges Team zur Hand.

Nach zwei Wochen waren die Pläne umgeschrieben. Zusätzlich kam ein ehemaliger Lehrling zurück, dessen Arbeitsstart nach hinten verschoben wurde. Auch ein Jungkoch, der in der Zwischensaison eine Beschäftigung suchte, gesellte sich zu uns. So durfte ich mein Team unkompliziert aufstocken und hatte zwei 4er Brigaden, die einander während fast zwei Monaten nicht sahen. Eine Küchen-WhatsApp-Gruppe half, dass alle immer informiert und auf dem gleichen Wissensstand waren.

Der Besuch der Küche auf den Abteilungen wurde vermieden, wenn, dann nur mit Maske. Das Masken-Tragen begleitet uns jetzt seit bald 6 Monaten. Es wird immer noch als unangenehm empfunden, aber wohlwissend, dass es uns noch einige Zeit begleiten wird, ist es kommentarlos akzeptiert.

Die Kommunikation zwischen der Küche und den Bewohnern fand ausschliesslich über die Service-Mitarbeitenden oder über die Pflege statt. Wir waren auf Rückmeldungen und Wünsche angewiesen. Das funktionierte sehr gut. Trotzdem, uns fehlte der persönliche Kontakt und der Austausch mit den Bewohnern, den Angehörigen und den Gästen auf der Abteilung und im mülikafi.

Mit einem grösseren Dessert-Angebot versuchten wir den Alltag der Bewohner ein bisschen zu versüssen. Das war natürlich kein Ersatz für Besuche und/oder Ausgänge mit Angehörigen, aber so konnten wir wenigstens einen kleinen Beitrag leisten.

Nach fast drei monatigem Stillstand gab es eine schrittweise Lockerung im Haus.

Mit Grillnachmittagen auf unserer schönen Terrasse brachten wir ein bisschen Abwechslung in die langen Tage. Die einen schätzten es sehr, die andern weniger.

Seit Juli sind wir wieder auf den Abteilungen präsent, einmal die Woche mit einer mobilen Küche, um die Bewohner mit frischer Pasta, Risotto oder Rösti mit Spiegelei zu beglücken.

Mein Küchenteam ist auf die gewohnte Personen-Zahl geschrumpft. Die Bewohner dürfen unter Vorschriften wieder Besucher empfangen und im mülifafi konsumieren. Auch externe Gäste sind wieder herzlich willkommen. Aber irgendwie finden noch nicht viele Gäste den Weg zu uns. Die Stimmung ist weiterhin gedrückt und ein Verlangen zurück zur Normalität ist spürbar.

Caterings werden weiterhin gebucht, verschoben und dann doch abgesagt. Von öffentlichen Veranstaltungen im Haus sehen wir weiterhin ab. Es ist bei den steigenden Infektionszahlen einfach zu riskant.

Interne Herbstanlässe sind in der Planung und wir hoffen alle, mit diesen ein bisschen Freude bereiten zu können. Was das restliche Jahr bringen wird, steht wohl in den Sternen. Was ich aber weiss, ist, dass sich mein Küchen- und Service-Team über die ganze Zeit vorbildlich verhalten hat und hausinterne Regeln und die Vorgaben des BAG befolgt hat. Sonst hätten wir wohl das letzte halbe Jahr nicht so unbeschadet überstanden.

P.S: die Fledermaussuppe war anscheinend doch nicht der Auslöser ... essen würde ich sie trotzdem nicht!

*Katrin Gygax,
Abteilungsleitung Verpflegung*



Beziehungen in Zeiten von Corona

Es ist noch nicht allzu lange her, da kannten wir bei uns das Tragen von Masken nur aus dem Fernsehen. Unvorstellbar schien der Gedanke, dass dieses weissblaue Gesichts-Accessoire Teil unseres Alltags wird. Und nun ist es soweit. Nur einige Monate später. Vierorts herrscht eine Maskenpflicht, die uns alle in irgendeiner Form betrifft, sei es nun im Privat- oder Geschäftsleben.

Alltägliches musste plötzlich neu «gelernt» werden. So zum Beispiel, dass man sich zur Begrüssung nicht mehr die Hand reicht. Anfangs fühlte sich dies sehr unanständig an und ich habe mich selbst mehrmals erwischt, wie meine Hand automatisch vorschnellte, nur um dann sofort wieder zurückgezogen zu werden. Auch war es gewöhnungsbedürftig, dass nur noch die

Augenpartie des Gegenübers zu sehen war. Gerade im Bereich Hotellerie, wo die nonverbale Kommunikation mindestens so wichtig ist, wie die verbale, haben uns die Sicherheitsmassnahmen stark beeinflusst.

Natürlich wäre es uns lieber, wenn wir keine Masken tragen müssten, oder Nähe, in welcher Form auch immer, wieder uneingeschränkt möglich wäre. Aber wir alle haben uns in der Zwischenzeit an diese «neue Normalität» gewöhnt. Begrüssung wird mit einem Kopfnicken, die Maske im Gesicht in der Hitze des Tagesgeschäfts ist vergessen und wie es sich anfühlt, jemandem die Hand zu reichen, das kenne ich nur noch aus der Erinnerung.

Patrick Kropf, Bereichsleiter Hotellerie



Spürbare Verunsicherung

Zu Beginn der Corona-Zeit waren wir sehr gelassen und dachten, dass das Virus nicht zu uns kommen wird. Leider lagen wir falsch. Die Ungewissheit und die vielen Vorsichtsmaßnahmen drückten auf die Stimmung unseres Teams. Es war für uns beängstigend, da niemand wusste, was auf uns zukommen wird.

Jeden Tag könnte es auch bei uns einen Fall geben. Doch wir hofften sehr, dass wir verschont blieben. Bei den morgendlichen Informationen spürte man sehr gut, dass die Mitarbeiter verunsichert waren und nicht wussten, wie sie auf die ganze Situation reagieren sollten. Automatisch schauten wir, dass wir mit so wenig Menschen wie möglich in Kontakt kamen und wann, dann nur mit sehr viel Abstand und Mundschutz.

Auch unsere Lieferanten hielten sich sehr zurück, damit es möglichst wenig Kontakt gab. Normalerweise liefern sie die Ware in das Gebäude des AZOM hinein. Seit

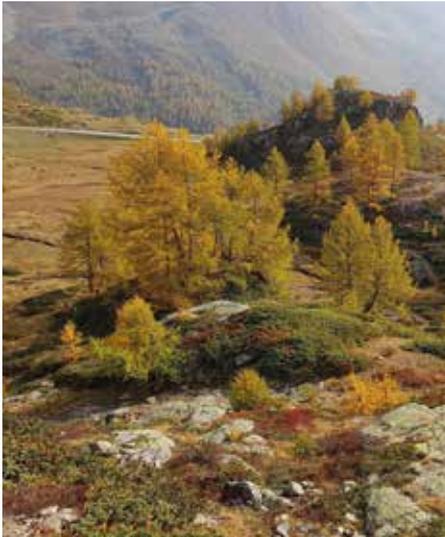
der Corona-Zeit liefern sie die Ware nur bis zur Tiefgarage, sodass wir den nötigen Abstand einhalten können.

Der Umgang mit den Bewohnern war für uns sehr schwierig, da wir beim Reinigen ihrer Zimmer viel Kontakt mit ihnen hatten. Da auch unsere Bewohner verunsichert und ängstlich sind und sie zusätzlich noch zur Risiko-Gruppe gehören, achten wir darauf, dass die Reinigung während ihrer Abwesenheit stattfindet.

Selbst mit Freunden und Familien etwas zu unternehmen, ist ein Risiko. Wir könnten das Virus ins AZOM zu bringen. Wir überlegen oft zwei Mal, ob wir unsere Familie wirklich treffen oder doch lieber nur mit ihnen telefonieren sollen. Ein Teil unserer Familien und Freunde sind extrem ängstlich und wollen deshalb keinen Besuch.

Michèle Münst, Stv. Abteilungsleitung Hausdienst







Abteilung Technik, eines der kleineren Teams im AZOM

Die Corona Krise zeigte sich auch uns im Technischen Dienst. Die Heizungsanlage und die Lüftung können zwar, zum Glück, nicht an Corona erkranken. Allerdings ist die einwandfreie Funktion dieser Anlagen für ein optimales Raumklima unerlässlich. Sie sind auch für die gute Gesundheit und die Zufriedenheit aller Bewohner und des Personals wichtig.

Es war für uns schwierig, abzuschätzen, welche Arbeiten dringlich waren und welche man hinausschieben konnte. Wann war es notwendig, Fremdhandwerker ins Haus zu holen und somit ein erhöhtes Risiko einzugehen und bei welchen Arbeiten konnte man darauf verzichten.

Wegen diesen Einschränkungen litt auch die Beziehung zu gewissen Fremdfirmen. Wir mussten diverse Wartungen verschieben. Bei den Arbeiten, die aus sicherheitstechnischen Gründen nicht verschoben werden konnten, machten wir die Handwerker darauf aufmerksam, dass sie Masken tragen und am Eingang die Hände desinfizieren müssen. Da wir die Handwerker konsequent bereits am Telefon über die vorherrschenden

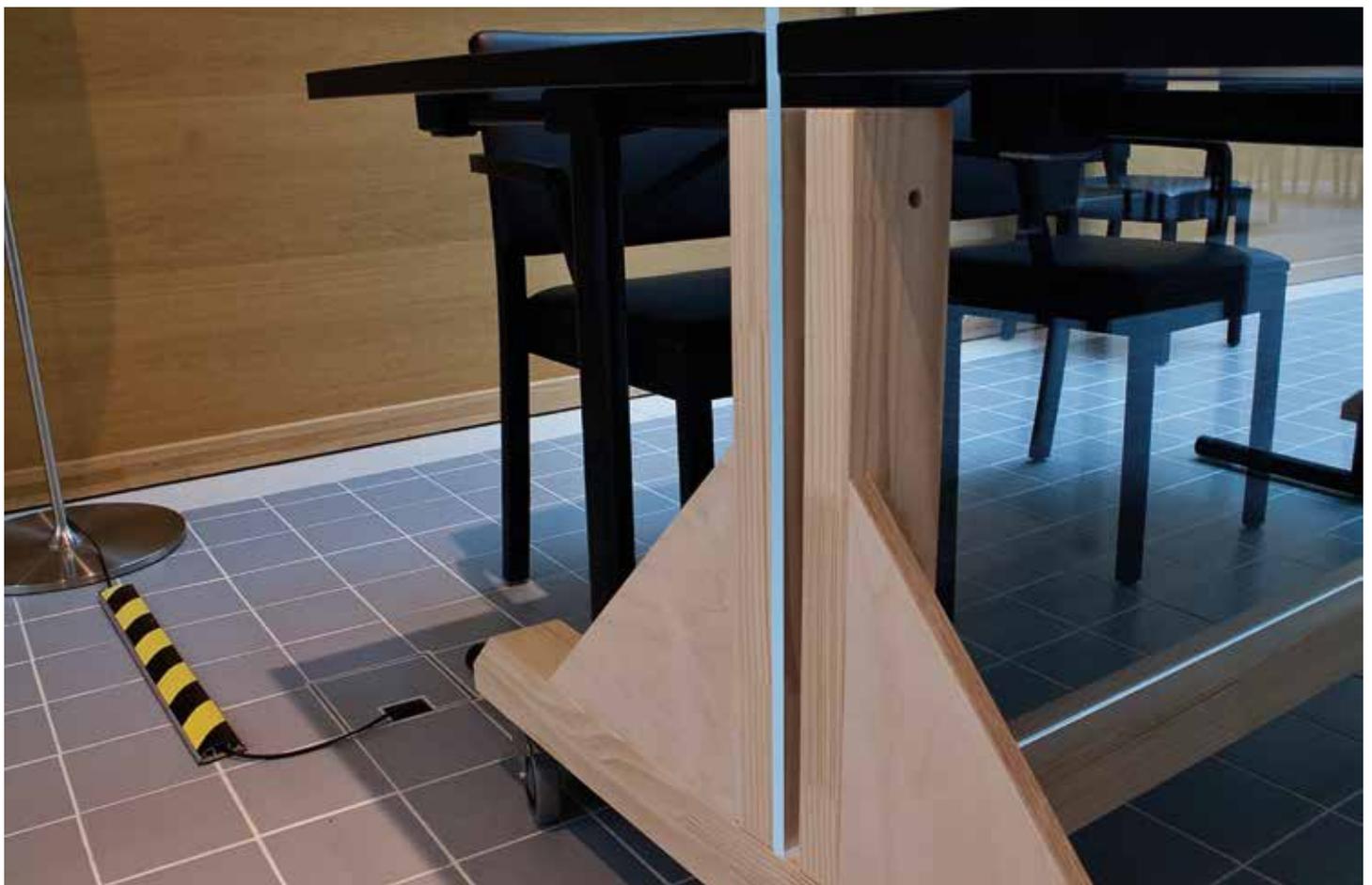
Massnahmen informierten, war dies auch nie ein Problem.

Auch wir mussten uns anpassen. Nach dem Erledigen von Reparaturarbeiten bei unseren Mietern in den Liegenschaften, mussten wir die Berufskleidung wechseln. Dies war auch nach dem Überbringen der Mahlzeiten oder nach einem Einkauf nötig. So konnten wir das Risiko, das Virus ins Haus zu bringen, relativ klein halten.

Bedingt durch den Lockdown und die damit verbundene Schliessung der Baumärkte, waren wir gezwungen, nur Material zu benützen, das wir bereits im Haus hatten. Das liess viel Raum für Improvisation.

Schlussendlich kann man sagen, dass wir die Krise trotz einiger Hürden gut gemeistert haben. Wir hatten auch schöne Erlebnisse. Obwohl, oder vielleicht gerade weil unser Team sehr klein ist, haben wir den Zusammenhalt, die Moral, die Nerven und vor allem unseren Humor nie verloren.

Sylvie Wiederkehr, Stv. Abteilungsleitung Technik





Vertrauen verbindet. www.hbl.ch

Kompetenz und Erfahrung schaffen Vertrauen.

Als Beziehungsbank für alle Generationen stehen wir als Hypi für lösungsorientierte Fachkompetenz, Transparenz und Verlässlichkeit.



Hypothekarbank
Lenzburg

Benno

Bruno freut sich, endlich wieder einen Ausflug zu machen. Lange ist er auch nach dem Lockdown noch zu Hause geblieben, hat die Warnungen des BAG sehr ernst genommen. Doch nun hat es ihn gepackt. Er will raus in die Natur, wandern, die Aussicht geniessen, leben.

Freudig wartet er auf dem Perron auf den Zug. Vor dem Einsteigen zieht er eine Maske an, sorgfältig, so wie sie das vorgeführt haben im Fernsehen. Der Zug ist recht gut besetzt. Bruno findet schliesslich ein ganz freies Abteil und macht es sich bequem. Als der Zug schon abgefahren ist, kommt ein Mann in seinem Alter durch den Gang, ganz in schwarz. Bruno erschrickt. Der Mann sieht aus wie sein Spiegelbild. Allerdings ist das halbe Gesicht verdeckt. Der Mann trägt eine Maske, auf die das grinsende Gebiss eines Totenkopfes gedruckt ist.

«Ist da noch frei?», fragt der Mann. Bruno zuckt zusammen. Der Mann hat *seine* Stimme.

«Ja, ja», murmelt er, «nehmen Sie nur Platz ...».

Der andere sitzt ab und blickt ihn über die Maske hin an. Bruno versucht sein Visavis nicht weiter zu beachten, schaut demonstrativ zum Fenster hinaus. Doch immer wieder linst er selber über seine Maske zum andern hin. Beide sagen sie kein einziges Wort.

Nach einer guten Stunde steigt Bruno aus und zielt auf den Wanderweg, den er früher so oft gegangen ist, zusammen mit Barbara, seiner Frau, die vor einem Jahr nach längerer Krankheit gestorben ist.

Als Bruno losmarschiert, spürt er, dass einige Schritte hinter ihm der Fremde sein muss. So hat er sich seinen Ausflug nicht vorgestellt. Schliesslich hält er es nicht mehr aus, hält an, dreht sich zu seinem Verfolger um, der immer noch die Maske trägt. «Was wollen Sie von mir? Weshalb verfolgen Sie mich?» «Kennst du mich nicht?» entgegnet der Schwarze. «Nenein», stottert Bruno. «Erinnerst du dich nicht an mich? Ich bin Benno. Mir hast du immer die Schuld gegeben als Kind, wenn du etwas ausgefressen hast.» Die beiden wandern nun nebeneinander her. Bruno runzelt die Stirn. Tatsäch-



lich hatte er als kleiner Junge, wenn er einen Seich gemacht hatte, jeweils gesagt: «Das war nicht ich, das war Benno». Aber das ist ewig her. «So, dämmert's dir jetzt?» fragt Benno. «Da war zum Beispiel die Fensterscheibe der Nachbarn, die du mit dem Tschuttiball ...». «Das hab' ich doch nicht absichtlich gemacht ...», wirft Bruno ein. «Oder dann hast du die Susanne an den Zöpfen gezogen ...und dann behauptet, du seist es nicht gewesen.» «Klar, aber die Flunkerei mit Benno hat mir ja niemand geglaubt ... das habe ich doch einfach so gesagt ...».

«Unsinn! Später als Teenager hast du ein Töffli zu Schrott gefahren und es wieder nicht zugegeben. Du hast mich zwar nicht mehr direkt beschuldigt, aber das spielt keine Rolle.»

Benno zählt darauf haarklein alle seine Missetaten auf, eine nicht enden wollende Anklage. Bruno sagt nichts mehr.

Sie sind unterdessen bei der Ruine angekommen, wo Barbara und er jeweils gerastet und die Aussicht genossen hatten. Bruno setzt sich – wie früher – auf ein Mäuerchen. Benno baut sich vor ihm auf: «Ja, ja – denk nur an deine arme Frau! Immer spieltest du den fürsorglichen Ehemann, aber was wusste sie von deinen Geschäftsessen?»

«Jetzt reicht's!», brüllt Bruno ihn an und gibt ihm einen kräftigen Stoss. Benno stürzt ab.

Voll Schrecken über seine Tat rennt Bruno, so schnell ihn seine alten Beine tragen, dem Dorf zu. Als ihm – Ironie des Schicksals – ein Polizeiauto entgegenfährt, fuchelt er wild mit den Armen. Diesmal, ja diesmal will er zu seiner Untat stehen. Stockend erzählt er den beiden Polizisten, was er getan hat. Sie heissen ihn hinten einsteigen und fahren mit ihm bis zum Parkplatz der Ruine. Der eine sucht unten an der Absturzstelle nach dem Opfer, während der andere bei ihm bleibt.

Nach einer Weile kommt der Polizist zurück. Er hat einen Latexhandschuh übergezogen, mit spitzen Fingern hält er eine Maske, auf die das Gebiss eines Totenkopfs gedruckt ist. «Das ist das einzige, das ich unten an der Mauer gefunden habe», sagt er.

«Das ist nicht meine Maske», sagt Bruno, «das ist die Maske von Be ...». «Schon gut, beruhigen Sie sich», sagt der Polizist und zückt sein Smartphone: «Haben Sie getrunken? Nehmen Sie Medika ...?» «Steck dein Ding wieder ein, Florian» unterbricht ihn der andere Polizist, «wir lassen die Sache damit bewenden, ohne grosse Bürokratie.» Und zu Bruno: «Gehen Sie jetzt, wir müssen weiter.»

Bruno setzt seine Wanderung fort. Seltsam leicht ist ihm ums Herz.

Idi Erne



Das Telefon

Was hätten wir in den Zeiten des Corona-Virus-Hausarrests getan ohne Telefon?

Selten habe ich so lange Gespräche geführt. Alte Bekannte, von denen ich Monate lang nichts gehört hatte, meldeten sich und ich telefonierte meinerseits mit längst nicht mehr angetroffenen Menschen. «Blieb gesund!» war der obligatorische Abschiedsgruss.

Bei den sich ständig verlängernden Telefongesprächen erschienen mir gelegentlich Vater oder Mutter als Geister in der Zimmerecke. Sie zischten mir zu: «Jetzt hör endlich auf mit dem Geschwätz, das wird ja soo teuer!» Oder ich hatte die Stimme früherer Telefonkabinen-Automaten im Ohr: «Die drei Minuten sind vorbei, nachzahlen bitte!» Wenn aber kein Kleingeld bereit lag, musste das innigste Gespräch mit einem Knacken beendet werden.

In meinem Elternhaus gab es ein Telefon, was damals einen leichten Hauch von Luxus hatte. Aber mein Vater war Feuerwehrkommandant und musste seine Truppe rasch alarmieren können. Nachbarn kamen gelegentlich vorbei und fragten, ob sie in einer dringenden Familienangelegenheit bei uns telefonieren dürften.

Unsere Telefonnummer war die 47. Wenn wir telefonieren wollten, hoben wir den Hörer vom Haken an der Wand und eine freundliche Frauenstimme ertönte: «Do isch s'Telifonamt, Sie wünschid?» Und dann sagte man z.B.: «I hätti gärn Villmerge, Nummere 23.» (Das war der Tierarzt.) Es begann zu knacken in der Leitung und schliesslich meldete sich der Angerufene und man gab nach einem knappen Gruss die ebenso knappe Botschaft durch. Möglicherweise sagte die freundliche Frauenstimme aber: «S' isch leider bsetzt, probiered sis spöter no einisch.»

In den 70-er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde in der USA das Telefon erfunden. Erstaunlich schnell errichtete man in der ganzen westlichen Welt, nicht nur in der USA, Telefonnetze. 1890 war schon die ganze Schweiz, mit Ausnahme des Tessins, vernetzt. 1900 gehörten die Ticinesi dann auch zu den telefonierenden Schweizern.

Mit der Einführung des Telefons wurde ein neuer Frauenberuf geschaffen: Das Telefonfräulein. Die Verbindungen

waren nur möglich, wenn die Steckerchen in das richtige Loch gebracht wurden. Dazu brauchte es geschickte Finger und eine rasche Auffassungsgabe. Zudem musste die Frau (auch wenn es sie nur als «Fräulein» gab, wie die Serviertöchter) eine angenehme Stimme haben und mindestens gut französisch sprechen, besser auch noch englisch für die Ferngespräche. Schwere körperliche Arbeit war es nicht, also eine typische Frauenbeschäftigung. Es wurden für tüchtige Telefonistinnen Spitzengehälter von satten 80 Franken pro Monat bezahlt. (In meinen frühen Lehrerinnenjahren habe ich eine pensionierte Handarbeitslehrerin kennengelernt. Auch sie verdiente als Anfangslohn 1910 80 Franken – pro Jahr!

Es brauchte aber auch Netzarbeiter. Als Schulkinder schauten wir den Männern bewundernd zu, wenn sie mit Steigeisen an den Füßen wie Katzen an den Holzmasten emporkletterten und die Drähte an den glöckchenförmigen Porzellanisolatoren vorbeizogen.

Der 5.-Klasslehrer meiner Schwester wollte seiner Schülerschar die Funktion des Fernsprechens erklären, in dem er mit ihnen nach den Anweisungen des Pestalozzkalenders ein Fadentelefon baute: Zwei leere Konservenbüchsen, denen man den Deckel entfernt und in den Boden ein kleines Loch gebohrt hatte, wurden mit einer eingeknoteten Schnur straff verbunden. Die Büchse war Sprechmuschel und Hörer zugleich. Und nun konnte man von einer Ecke des Schulhofs zur anderen telefonieren. Erna, die beste Freundin meiner Schwester, wohnte drei Häuser von uns entfernt, auf der gleichen Strassenseite. Ihr älterer Bruder Kurt, ein begabter Bastler, verbesserte das Büchsen-telefon des Lehrers, indem er die Schnur durch einen Kupferdraht ersetzte. Er legte eine Leitung zwischen den Behausungen der beiden Freundinnen. Er wählte die kürzeste Strecke durch Schmidlis Obstgarten. Jetzt telefonierten die beiden Mädchen so viel sie konnten miteinander. Ich stand als die Kleine daneben und staunte. Leider nicht lange, denn Herr Schmidli stolperte beim Kontrollieren seiner Pflaumenbäume über den Kupferdraht und zerschnitt ihn wütend.

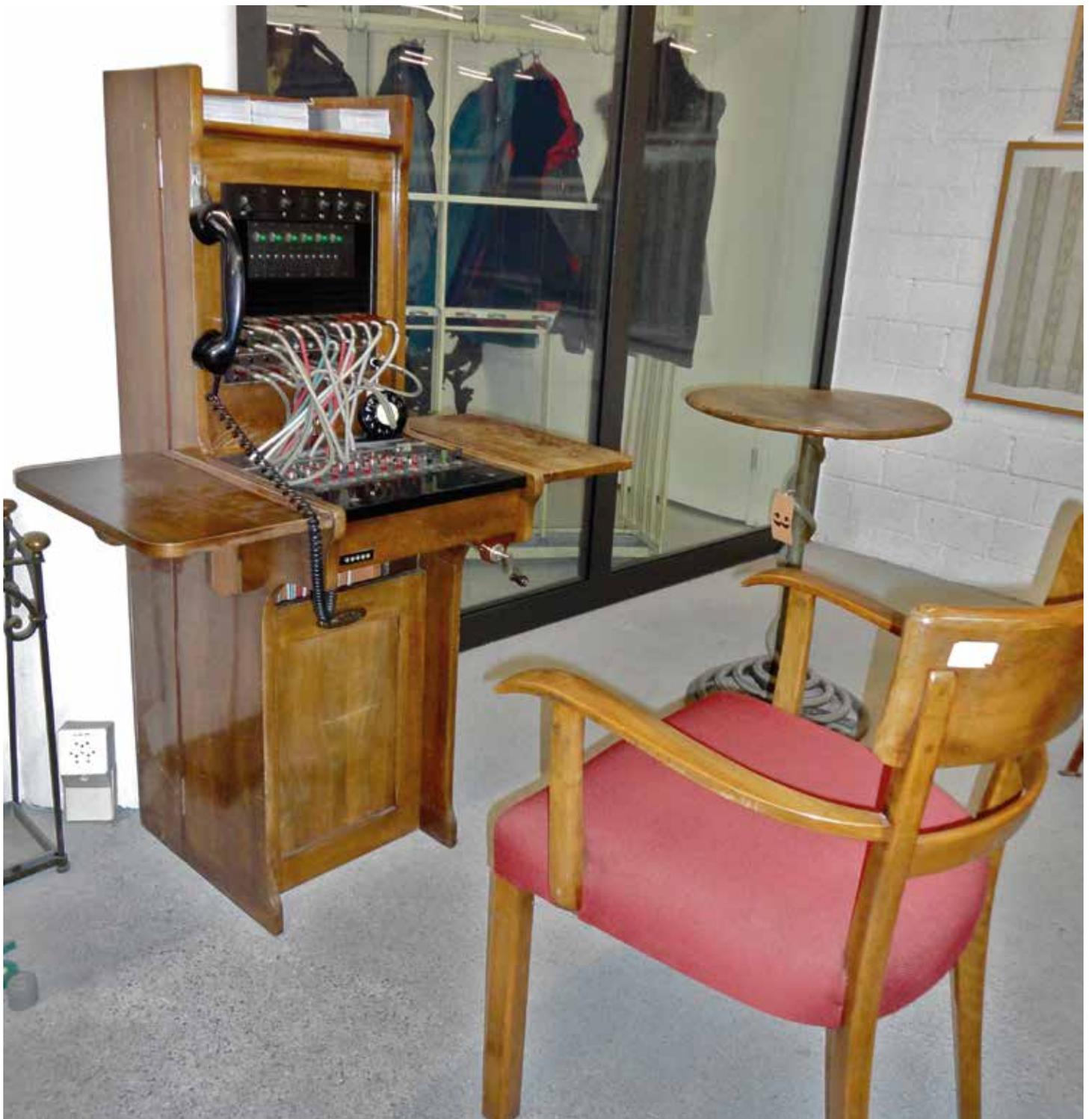
Das richtige Telefon machte Fortschritte. Es bekam eine Wählscheibe und die Telefonnummern wurden

länger. Das Telefonfräulein trat in den Hintergrund. Ein Interwall-Tuten ersetzte seine Stimme, die «besetzt» gesagt hätte. Die Gabel für den Hörer war geblieben.

Man konnte also immer noch, je nach Stimmung, den Hörer auf die Gabel knallen lassen.

Das Telefon wurde eine Art Möbelstück, vielerorts stand es auf einem Brokatdeckchen oder trug sogar ein Brokatkleidchen, das nur die Wählscheibe frei liess. Manchmal stand es auf einem besonderen Möbelchen, auf dem auch die Telefonbücher greifbar waren sowie ein Notizblock und ein Bleistift.

alte Telephonzentrale aus dem Stadthaus Zürich



Das Telefonbuch! Zuerst reichte eines für die Nummern der ganzen Schweiz. Später gab es ein dickes für die deutsche und ein dünneres für die romanische Schweiz. Dann vermehrten sich die Bände und waren nur noch in den Telefonkabinen in ihrer Vielzahl anzutreffen. Nur waren sie häufig zerfetzt. Denn wer eine Nummer in einem andern Kanton suchte und sich den Anruf bei der Auskunftsnummer II sparen wollte, schlich sich zur Kabine und riss die passende Seite heraus. Kam alljährlich das neue Telefonbuch ins Haus, hatte das alte keineswegs ausgedient. Es wurde im WC an einen Nagel gehängt und diente bis zur letzten Seite als Toilettenpapier, manchmal sogar als etwas eintönige Lektüre.

Das Telefon veränderte sein Erscheinungsbild. Die Wählscheibe verschwand und machte einer Tastatur Platz. Sein Gehäuse war in Bonbonrosa und Pistaziengrün zu haben. Schliesslich verwandelte es sich in eine Art «Knochen», der alles enthielt: Hörer, Sprechmuschel und Tastatur, aber es hing immer noch am Kabel, bis es sich auch davon löste, mit der telefonierenden Person durch Haus und Garten wanderte und schliesslich wieder auf seinem Stühlchen Platz nahm, um sich aufzuladen.

Das Telefon war kein Luxusartikel mehr. Es erschien als Requisit in Kabarettnummern. Wer hat Emils Telegrafnamt-Geschichte nicht gesehen? Wie er zwei Telefonapparate bedienen soll und daneben noch ein Kreuzworträtsel zu lösen versucht? Alle Anrufe durcheinander bringt, weil die Spitze seines Bleistifts abgebrochen ist, was ihm das Notieren der Telegrammtexte unmöglich macht? Schliesslich erfindet er die Telegrammtexte frei.

Oder Cesar Keisers Nummer vom Mann, der das Telefonamt höflich darum bittet, ihm für die Zeit seines Kurzaufenthalts im Haus von Freunden in Boswil bei Bünzen eine gesonderte Rechnung auszustellen. Er wird aber so viele Male von einer Stelle zur andern weitergeleitet, dass ihm sein Text total durcheinander gerät und er sich in den Wörtern «Telefonrechnung», «Hus vo Fründe», «Boswil bi Bünze» verheddert wie die Katze im Nähkorbchen.

Im Fernsehkrimi begann Kommissar Derrick einen Klumpen von Mobiltelefon zu benutzen, wenn er seinen Assistenten Klein informieren musste.

1984 nahm ich an einem Kongress in Oslo teil. Das Kongresssthema lautete «Wie werden neue Technologien unseren Alltag verändern?»

In einem Vortrag wurde uns erklärt, dass wir sehr bald alle kleine Kästchen auf uns tragen würden, mit denen wir nicht nur kabelfrei telefonieren könnten, nein, sie hätten noch viele anderen Funktionen: Man könnte mit ihnen Botschaften schreiben und verschicken, fotografieren und die Fotos auch gleich in einem Album speichern oder weiterschicken, sie wären Radio und Kleinkino, Wecker und Stoppuhr, Taschenlampe, Taschenrechner und Lexikon, Tageszeitung und Spielsalon, ja, wir könnten sogar aus der Ferne mit den Geräten in unserem Haus kommunizieren, z. B. die Heizung einschalten oder einen Futterautomaten für unsere Katze bedienen. Bald würde man auch mit dem Ding bezahlen können wie mit einer Kreditkarte. Und, und, und ...

Uns sauste der Kopf. Inge, die Dänin, die links von mir sass, sagte: «Ich mag Science Fiction.» Emilie aus Benin, die in ihrem schönen bunten Kleid auf meiner rechten Seite sass, sagte: «Braucht ihr solche Spielzeuge? Wir wären froh, wir hätten in jedem Haus einen Wasserhahn, aus dem sauberes Wasser fliesst!»

Und Jetzt? Wer trägt keines dieser Wunderkästchen auf sich? Oder vor dem Gesicht? Bei manchen Menschen scheint es sogar das Gesicht zu ersetzen.

Ich kann es nicht nachprüfen, aber einer meiner Bekannten behauptet, in Afrika gäbe es mehr Smartphones als Wasserhähnen mit sauberem Wasser.

Mein Telefon meldet sich an mit einer langen Zahlenreihe auf dem Display. Mein letzter überlebender Primarschulkollege, der vor 65 Jahren nach Australien ausgewandert ist: «Hallo, Rosmarie, hier ist der Hans aus Melbourne, lebst du noch? Wir haben wieder einen Lockdown, 2. Seuchenwelle. Ich darf mich nur im Umkreis von 5 km bewegen, keine Freunde mehr treffen. Was machst du so?» «Ich sitze am Computer und schreibe einen Zeitungsartikel über das Telefon.» «Mein Gott, was täten wir ohne es!» tönt die Stimme vom andern Ende der Welt.

Die Coronabestimmungen im Haus sind super

Johanna Maurer ist exakt seit 4 Jahren im Alterszentrum Obere Mühle. Im September 2016 zügelte sie vom Spital direkt ins Ferienzimmer und blieb. 2010 verstarb ihr Ehemann, worauf sie das gemeinsam geführte Heizungs- und Sanitärgeschäft in Othmarsingen auflösen musste. Es fand sich kein Nachfolger. Als Geschäftsfrau machte sie 30 Jahre lang ohne Computer und noch 15 Jahre mit Computer die Buchhaltung. Der Tod des Gatten und die darauf folgende, aufwändige Liquidierung belastete sie so sehr, dass sie schwer erkrankte. Wieder einigermaßen erholt, wollte sie nicht mehr in das grosse Haus zurückkehren, vor allem fühlte sie sich nicht mehr sicher auf den Beinen.

Den Fahrausweis hatte sie mit 74 Jahren freiwillig abgegeben und das Auto verkauft.

Johanna Maurer besass eine Zwillingsschwester. Sie habe sich mit ihr immer beinahe symbiosenhaft verbunden gefühlt. Wenn es ihr schlecht ging, spürte sie dies sozusagen telepathisch. Mit ihrem Tod sei auch ein Teil von ihr selber weggestorben.

Ferien hätte sie mit Ihrem Ehemann praktisch immer in der Schweiz gemacht. Zusammen unternahmen sie Tagesausflüge in die Berge. Beinahe alle «Hörner» hätten sie unter die Füsse genommen.

Hier im Alterszentrum fühlt sich Johanna Maurer sehr sicher und gut aufgehoben. Die Coronabestimmungen im Haus findet sie super. Und seit sie mit dem Rollator auch ums Haus kurven darf, könnte die Situation nicht besser sein. Wenn sie ihre Einkäufe selber erledigen müsste, hätte sie schon etwas Angst vor diesen Coronaviren.

Ab und zu lädt die Tochter Johanna Maurer ein und dann trifft sie die ganze Familie. Das sind die schönsten Momente.

Im Alterszentrum geht sie in die Jassrunde, besucht das Kochen im obersten Stock, hält sich im hauseigenen Trainingsraum fit und löst Kreuzworträtsel. Sie ist ausser dem Montieren des Hörgerätes selbständig. Diese Hilfestellung erledigt jeweils am Morgen die Nachtwache. Johanna Maurer ist mit ihrem Leben zufrieden. Sie hätte immer die positiven Seiten des Erdendaseins gesehen. So fürchtet sie auch nicht, was noch kommen mag. Was sie noch erleben möchte? Die Geburt eines Urgrosskindes!

Aufgezeichnet von Brigitte Arnold



Die Schweizer-Familie / Nr. 7 / 17. Dezember 1911

Das alte Siechenhaus bei Lichtensteig.

Vor den Stadtmauern Lichtensteigs, im „Flözli“, stand das anno 1661 erbaute Siechenhaus, in welchem zu Zeiten ansteckender Krankheiten die Betroffenen aus der Stadt und der ganzen Umgebung Aufnahme fanden. Auch allerhand fahrendes Volk wurde dort untergebracht, wenn mit dem üblichen Abschub aus besonderen Gründen einige Tage zugewartet werden mußte. Der Hauswart war eine gefürchtete und gemiedene Person, und den unfolgsamen Kindern flößte man Schrecken ein mit der Drohung, er werde ihnen in den Gassen auflauern und sie dann mit sich nehmen in seine verhexten Stuben und Kammern, allwo sie alles tun müßten, was er sie heiße, ansonst er sie durch den bösen Blick seiner Frau für immer krank werden lasse. — Das Haus ist zufolge einer notwendigen Renovation in seiner äußern Form in keiner Weise verändert worden, und es ist ein Wahrzeichen aus einer Zeit, die noch wenig von den humanitären Anstalten wußte, wie wir sie heute kennen. G. Würth.



Ein mittelalterliches Wahrzeichen für Krankenfürsorge: Das sog. Siechenhaus außer den Stadtmauern von Lichtensteig, im Jahre 1661 erbaut. Der Besitzer würde es zu gemeinnützigen Zwecken verschenken.

Nach zwei beziehungsweise drei anspruchsvollen und lehrreichen Jahren,
gratulieren wir voller Stolz zur bestandenen Lehrabschlussprüfung.

Rinesa Zejnullahu
Fachfrau Gesundheit EFZ

Christian Laub
Koch EFZ

Suchanya Srilophian
Fachfrau Hauswirtschaft EFZ

Bilal Osman
Fachmann Betriebsunterhalt EFZ

Adisa Veseli
Fachfrau Gesundheit EFZ

Bunter Herbst mit Schweizer-Jagdtrophäen

Bunter Herbstsalat mit Feigen Baumnüssen, Birnen und einem Aceto – Meleco Dressing	CHF 11.00
Vegetarischer Herbst-Teller Hausgemachte Quark Spätzli Rotkraut, glasierte Marroni, gefüllte Frucht	CHF 17.50
Hirschpfeffer Jäger Art Hausgemachte Quark Spätzli Rotkraut, glasierte Marroni, gefüllte Frucht	CHF 26.00
Zweierlei vom Staufner Reh Geschmortes und Gebratenes Hausgemachte Quark Spätzli Rotkraut, glasierte Marroni	CHF 28.00



Informatik ist wie ein Garten
damit er gedeiht und Freude bereitet, muss er
gehegt, gepflegt und regelmässig unterhalten
werden.

your IT gardener
digilan

Digilan AG
Niederlenzerstrasse 25
5600 Lenzburg
062'888'30'30
www.digilan.ch / info@digilan.ch



HÄFELI AG LENZBURG

Kranarbeiten für jeden Anspruch
Winterdienst (Räumung, Salzdienst, Salzsilos)
Entsorgung und Recycling
Sperrgutmulden für Private
Mulden 1 - 40 m³



STERN APOTHEKE

Kostenlose Parkplätze direkt vor der Apotheke

Stern Apotheke Lenzburg AG
Dr. Patrick Eichenberger

Poststrasse 10
5600 Lenzburg

Tel. 062 891 23 42
www.stern-apotheke-lenzburg.ch

HAUTapothek**e** 



IHR PARTNER
FÜR ALLE
DRUCKSACHEN

kuhn drucksa.ch gmbh
oberer scheunenweg 24
5600 lenzburg
tel. 062 891 25 25 • info@drucksa.ch

drucksa.ch



Energie für morgen

Mehr als ein Wahrzeichen. Das Schloss Lenzburg steht seit über 900 Jahren für eine dynamische Region am Puls der Zeit. Ob Strom, Wasser, Leitungsnetz oder nachhaltige Energietechnologien – die SWL Energie AG sorgt mit vielfältigen Dienstleistungen für Lebensenergie. Mehr Infos: www.swl.ch


Mit Energie begeistern

Das Gedicht stammt aus dem Band «In meinen Träumen läutetes Sturm», Deutscher Taschenbuch Verlag, München.

Mascha Kaléko (1907 – 1975) fand in den Zwanzigerjahren in Berlin Anschluss an die intellektuellen Kreise des Romanischen Cafés. Zunächst veröffentlichte sie Gedichte in Zeitungen, bevor sie 1933 mit dem »Lyrischen Steuermann« ihren ersten großen Erfolg feiern konnte. 1938 emigrierte sie in die USA, 1959 siedelte sie von dort nach Israel über. Mascha Kaléko zählt neben Sarah Kirsch, Hilde Domin, Marie Luise Kaschnitz, Nelly Sachs und Else Lasker-Schüler zu den bedeutendsten deutschsprachigen Lyrikerinnen des 20. Jahrhunderts.

Zeitgemässe Ansprache

Wie kommt es nur, dass wir noch lachen,
dass uns noch freuen **Brot und Wein**,
dass wir die **Nächte nicht durchwachen**,
verfolgt von tausend **Hilfeschreien**.

Habt ihr die **Zeitung nicht gelesen**,
sahst ihr des **Grauens Abbild nicht**?
Wer kann, als wäre nichts gewesen,
in **Frieden nachgeh'n seiner Pflicht**?

Klopft nicht der Schrecken an das Fenster,
rast nicht der **Wahnsinn durch die Welt**,
siehst du nicht stündlich die **Gespenster**
vom **blutigroten Trümmerfeld** – ?

Des **Tags**, im **wohldurchheizten Raume**:
Ein **frierend Kind aus Hungerland**,
des **Nachts**, im **atemlosen Traume**:
Ein **Anlitz**, das du einst gekannt.

Wie kommt es nur, dass du am **Morgen**
dies alles **abtust wie ein Kleid**
und wieder **trägst die kleinen Sorgen**,
die **kleinen Freuden tagbereit**.

Die **Klugen lächeln leicht ironisch**:
Ca c'est la vie. Des Lebens Sinn.
Denn ihre **Sorge heisst, lakonisch**:
Wo gehen wir heute Abend hin?

Und nur der **Toren Herz wird weise**:
Sieh, auch der **grosse Mensch ist klein**.
Ihr **lauten Lärmer, leise, leise**.
Und lasst uns **sehr bescheiden sein**.

Mascha Kaléko





Herzliche Gratulation

**Im Juli bis September 2020 durften
29 Bewohnerinnen und Bewohner
Geburtstag feiern:**

Maurer-Welte Johanna	01.07.42	79 Jahre
Kübler-Widmer Heidi	02.07.25	95 Jahre
Weber Walter	04.07.41	79 Jahre
Sandmeier Dora	10.07.25	95 Jahre
Weber Erna	12.07.22	98 Jahre
Limacher Mina	15.07.27	93 Jahre
Burkhard Elisabeth	20.07.29	91 Jahre
Grimm Frieda	23.07.28	92 Jahre
Gerber Bossert Elisabeth	23.07.44	76 Jahre
Latscha Marlis	27.07.30	90 Jahre
Schmid Margaritha	30.07.29	91 Jahre
Schildknecht Pauline	30.07.35	85 Jahre
Zobrist Heidi	31.07.29	91 Jahre
Valentini-Vigliotti Maria	31.07.39	81 Jahre
Büsser Rita	07.08.40	80 Jahre
Lehmann Elisabeth	13.08.25	95 Jahre
Sturzenegger Irene	17.08.38	82 Jahre
Fehlmann Annemarie	18.08.37	83 Jahre
Kieser Erich	23.08.33	87 Jahre
Schneider Margrith	26.08.32	88 Jahre
Gredig Hedi	04.09.29	91 Jahre
Härry Walter	10.09.30	90 Jahre
Roth-Rohr Irma	14.09.31	89 Jahre
Kloter Oskar	14.09.41	79 Jahre
Hug Berta	15.09.31	89 Jahre
Fey Katharina	22.09.29	91 Jahre
Ammann Irene	23.09.26	94 Jahre
Eichenberger Nelly	24.09.31	89 Jahre
Dürsteler Ulrich Hans	29.09.50	70 Jahre

Impressum

Erscheint als Gratiszeitung in einer Auflage von 1500 Exemplaren.
4 Mal im Jahr: Frühling, Sommer, Herbst, Winter

Redaktionsadresse: Alterszentrum Obere Mühle AG
Redaktion «Mülizytig»
Mühleweg 10, 5600 Lenzburg
michael.hunziker@obere-muehle.ch,
www.obere-muehle.ch

Fotos: Alterszentrum Obere Mühle AG, Lenzburg
Brigitte Arnold, Lenzburg
Dr. Heidi Berner, Lenzburg
Esther Grossmann, Dottikon
Urs Sigg, Affoltern am Albis

Redaktionsteam: Michael Hunziker, Zentrumsleiter
Dr. Heidi Berner, Vereinspräsidentin
Brigitte Arnold, freie Mitarbeiterin
Esther Grossmann, Sekretariat AZOM

Konzept: Krättli • Werbung • Birrwil

Satz, Druck: kuhn drucks.ch gmbh, oberer scheunenweg 24,
5600 lenzburg, www.drucks.ch

Die nächste Ausgabe erscheint im Winter 2020.





Beziehung in Abgrenzung

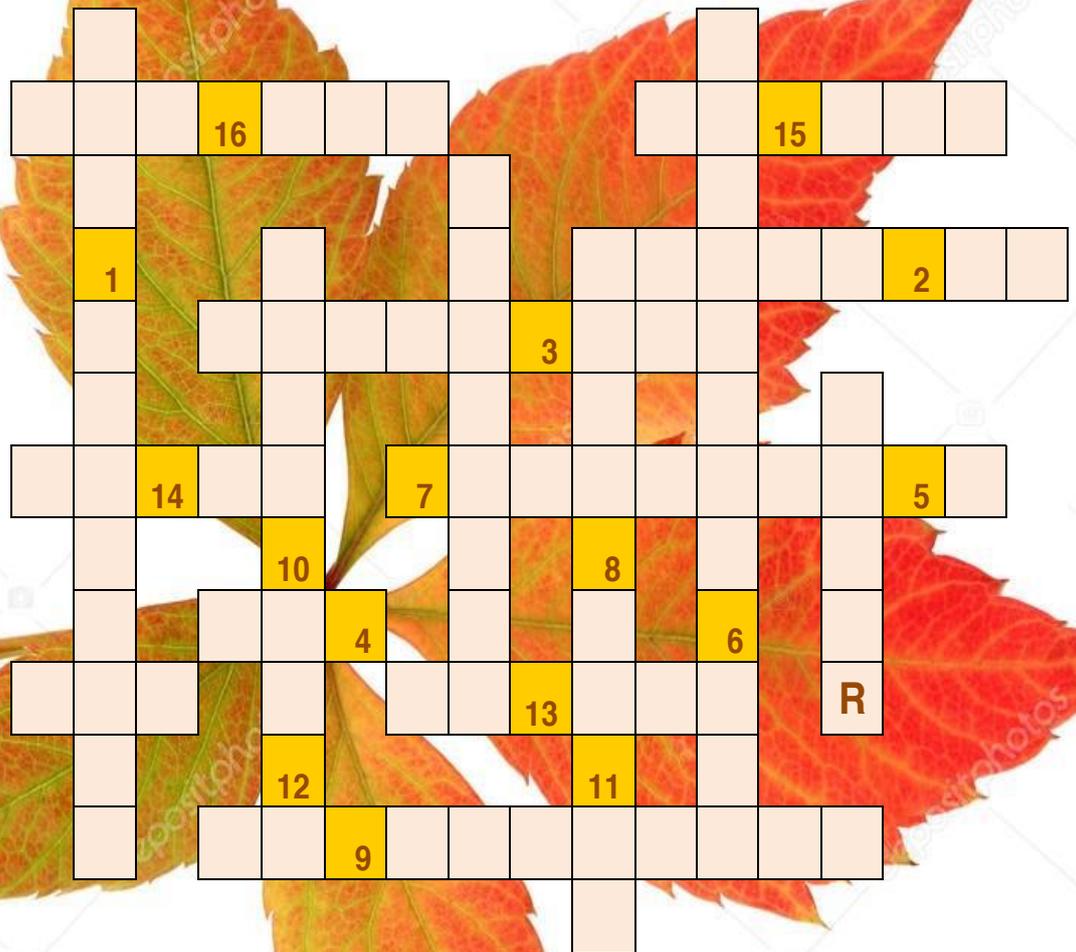
Man muss sich im Leben abgrenzen können, heisst es. So baue ich um mich herum Grenzen und jenseits der Grenze befindet sich mein Mitmensch. Seine z.B. politischen Standpunkte weichen möglicherweise von meinen eigenen ab. Ich kann ihm die Gründe meiner Sicht erklären, aber er ist frei, sich von mir nicht beeinflussen zu lassen. Doch ich bin frei, seine Sicht der Dinge nicht als Angriff auf meine Person zu interpretieren. Vermutlich braucht es ein gutes Selbstwertgefühl, um diese andere Sicht als Tatsache im Raum stehen zu lassen und in Unabhängigkeit für den eigenen Standpunkt einzustehen.

Brigitte Arnold

Herbsträtsel

Füllen Sie die 16 Wörter links in das Rätselgitter ein, sodass alles passt. Die orangen Felder mit den Zahlen ergeben die Lösung.

- Heu, Hut
- Haare, Humor,
- Helfer, Hawaii
- Heidegg
- Habsburg, Helvetia
- Hagebutte Haselnuss
- Heidefeuer, Hunderasse
- Herbstsonne
- Herbststern
- Herbstferien



Lösung:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----	----

Das Lösungswort ist bis am 15. November 2020 im Alterszentrum abzugeben oder per Post zuzusenden.

Name/Vorname _____

Strasse _____

PLZ/Ortschaft _____



**Bei mehreren richtigen Antworten wird der Sieger ausgelost.
Gewinn: Ein Gutschein von unserem Mülikafi im Wert von Fr. 50.–**

Auslosung Sommerausgabe 2020 Rätsel-Lösung: «Lebenskünstler»

Wir gratulieren der Gewinnerin: Frau Ruth Meyer, Altacker 9, 5707 Seengen

Juli 2020 bis September 2020

Auf Wiedersehen und herzlichen Dank

31.08.2020 Urech Susanne Pension

Herzlich willkommen

01.08.2020	Bopotsang Tenzin Namdol	Lernender Koch
01.08.2020	Imeroski Ajsun	Lernende Fachfrau Gesundheit, Abteilung 1
01.08.2020	Moratza Moradi	Lernender Assistent Gesundheit & Soziales, Abteilung 3
01.08.2020	Rexhepi Allma	Lernende Fachfrau Gesundheit, Abteilung 2
01.08.2020	Richner Jeannine	Lernende Fachfrau Gesundheit, Abteilung 3
01.08.2020	Ziberoski Enes	Lernender Assistent Gesundheit & Soziales, Abteilung 1
10.08.2020	Muff Stefan	Abteilungsleitung Technik
15.08.2020	Fechner Jasmin	Praktikantin Service
24.08.2020	Uz Havva	Praktikantin Pflege, Abteilung 1
01.09.2020	Jambrak Nada	Pflegehilfe, Abteilung 2

Jubilare

01.09.2020	Nagalingam Maheswaran	20 Jahre
13.09.2020	Tanner Regula	10 Jahre





Sie möchten sich engagieren, haben Zeit und sind mobil?

Unser Fahrdienst für die Mahlzeitenlieferung braucht Verstärkung. Hierfür suchen wir weitere freiwillige Helferinnen und Helfer.

Unseren Mahlzeitendienst für Mittagessen bieten wir für die Stadt Lenzburg sowie für die umliegenden Gemeinden an. Die täglich frischgekochten Speisen aus der Küche des Alterszentrums Obere Mühle werden von Montag bis Freitag an unsere Kunden ausgeliefert.

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Für weitere Informationen bezüglich Einsatztage und Kilometerentschädigung sowie der Klärung offener Fragen ist unsere Abteilungsleitung Verpflegung gerne für Sie da. Wir freuen uns auf Ihre Kontaktaufnahme.

Katrin Gygax, Abteilungsleitung Verpflegung
katrin.gygax@obere-muehle.ch oder Tel. 062 885 33 50

Alterszentrum Obere Mühle AG
Mühleweg 10 • 5600 Lenzburg
Tel. 062 885 33 00 • Fax 062 885 33 01
info@obere-muehle.ch • www.obere-muehle.ch

Sind Sie interessiert an unserem Alterszentrum? Werden Sie Mitglied im Verein!

Beitrittserklärung:

Bitte den Talon einsenden an:

Verein für Alterswohnheime der Gemeinde Lenzburg, Mühleweg 10, 5600 Lenzburg

Der/die Unterzeichnete erklärt sich bereit, dem Verein für Alterswohnheime der Gemeinde Lenzburg als Mitglied beizutreten.

Die Vereinsmitgliedschaft beträgt Fr. 25.–/Jahr. Die Statuten, ein Jahresbericht und ein Einzahlungsschein werden Ihnen umgehend zugeschickt.



Name / Vorname _____

Strasse PLZ und Ort _____

Datum / Unterschrift _____

OKTOBER

20.10.2020 10.00 Reformierter Gottesdienst Mehrzweckraum

NOVEMBER

03.11.2020 10.00 Katholischer Gottesdienst Mehrzweckraum

17.11.2020 10.00 Reformierter Gottesdienst Mehrzweckraum

DEZEMBER

01.12.2020 10.00 Katholischer Gottesdienst Mehrzweckraum

kunst im alterszentrum: Ausstellung verschoben

Aufgrund der aktuellen Situation wird die Ausstellung der Kunstschaffenden Brigitte und Emanuel Freudiger zu einem späteren Zeitpunkt präsentiert.

Coronabedingt kann es jederzeit zu Änderungen kommen!

Täglich von 9.00 Uhr bis 17.00 Uhr geöffnet

mülikafi 

Wo Kulinarik und Kultur aufeinander treffen

Ob zum Mittagessen, für die Pause zwischendurch oder für die Organisation von Anlässen aller Art - wir sind Ihr kompetenter Partner: Lassen Sie sich von uns verwöhnen.

Mittagsmenüs ab Fr. 16.00

Täglich haben Sie die Wahl zwischen zwei Mittagsmenüs, einem Wochenhit und einem Vegi-Hit, jeweils mit Suppe oder Salat.

à-la-carte-Angebote

Mit saisonal wechselnden Gerichten, kalten und warmen Speisen.

Kaffee und Desserts

Coupes, Glacé, Eis-Kaffee, Meringues, Hausgemachte Desserts und Backwaren

Restaurant, Saal und Gartenwirtschaft

bietet sich für Geburtstagsfeiern, Bankettanlässe für Vereine, Firmen oder Familien auch ausserhalb der ordentlichen Öffnungszeiten an. Das ausgezeichnete Küchenteam ist sehr flexibel und erfüllt Ihnen nahezu alle Wünsche, damit Sie und Ihre Gäste begeistert sind.

Apéro, Bankette und Catering

Wir beraten Sie gerne • katrin.gygax@obere-muehle.ch
Mülikafi • Mühleweg 10 • 5600 Lenzburg • 062 885 33 50

